

## 2.3 Sujets

### 2.3.1 Verwandtschaft

#### 2.3.1.1 Vertikal-agnatisch: Vater und Sohn

In allen Texten Elisabeths ist die Erbfolge von zentraler Bedeutung; sie steht im Mittelpunkt der Handlung und legt einen roten Faden durch die Erzählung. So viele Umwege auch immer eingeschlagen werden und so sehr die Umwege, die Nebenwege und zuweilen die narrativen ‚Sackgasen‘ den linearen Fluß der Erzählung amplifizieren, komplizieren und sogar verbergen, am Anfang der Texte steht immer eine Enterbung und am Ende die (Wieder-) Einsetzung des Helden in (s)eine Herrschaft und die Fortführung der Dynastie.

Die Bedeutung der Dynastie wird durch die Umwege, die der Held auf dem Weg zu Vater und Erbe einschlägt, nicht gemindert, sondern bestätigt: Selbst wenn es dem zunächst sippen- und erbelosen jugendlichen Helden gelingt, eine Herrschaftserbin und damit eine neue Herrschaft zu gewinnen, können diese ihm nie eine neue Sippenidentität verleihen. So verlassen Lewe, Olbaum und Loher ihre Königtümer wieder, um ihre Väter aufzusuchen bzw. ihr Erbe zu erobern. Die einzige Ausnahme bildet Huge Scheppe, dessen Vater noch in Hugens Jugendzeit stirbt, worauf der angehende Jungritter die ganze Hinterlassenschaft an Gut und Land mit einer unstandesgemäß aufwendigen Lebensführung und königlicher *milte* verschwendet. Hier muß der Tod des Vaters und der Verlust des Erbes allerdings auch eine Sippenbindung aufheben, die im Mißverhältnis zu den adligen Fähigkeiten und den Ambitionen des jungen Helden steht. Die Heirat mit der Königstochter Marie füllt die entstandene Leerstelle aus, mit dem scheinbaren sozialen Aufstieg wird tatsächlich Hugens Bestimmung erfüllt, die ihm mit seinen Fähigkeiten bereits von Geburt an vorgegeben war. Aber auch wenn seine Einheirat in die karolingische Dynastie, die nur durch ihn würdig fortgesetzt werden kann, die Kontinuität der Throndynastie und das Muster des genealogischen Erzählens sichert, bleibt doch ein Bruch sichtbar, der mit dem Sippenwechsel des Helden vollzogen wurde.

Die narrative Basisstruktur des genealogischen Erzählens, die noch in der Anlage des Gesamtzyklus der Elisabethschen Übersetzungen wirksam ist,<sup>499</sup>

---

<sup>499</sup> In dreien der vier Romane geht es um Kaiser Karl und die Legitimität seines Erben (Sibille), die Herrschaftsnachfolge durch seinen Sohn Ludwig (*Loher*) und um den Thronfolger Ludwigs (*Huge Scheppe*). Zum Zusammenhang von Genealogie und Tendenz zur Zyklusbildung bei den Chansons de geste vgl. Bloch 1986, S. 148–150.

wird in den Texten sehr unterschiedlich umgesetzt, wobei die Umsetzung sich zumeist konzentriert auf die entscheidenden, pointiert dargebotenen Momente der Trennung (= Gefährdung der Dynastie, Erniedrigung des Erbes) und der überwiegend als Anagnorisis inszenierten Wiederbegegnung (= Fortsetzung und Sicherung der Dynastie, Gewinn der Sippenidentität durch den Helden).

Ein Zusammenleben von Vätern und Söhnen, einen Zustand der Gemeinschaft gibt es, wie oben gezeigt, nicht, was seine Entsprechung in der feudaldadligen Lebenspraxis hat, wo die Söhne üblicherweise zur Erziehung an andere, häufig ständisch überlegene, Höfe gegeben wurden. Väter und Söhne treffen an bestimmten, entscheidenden Punkten ihres Lebensweges aufeinander und verfolgen im übrigen ihre eigenen Ziele. Von einer Jugend, die der Sohn beim Vater verbringen würde, erzählen die Texte in Bezug auf die Protagonisten nichts. Erst im Mannesalter kommt es zur häufig ersten, entscheidenden Begegnung, die die Anerkennung der Sohnesschaft durch den Vater zum Ziel hat und bei der häufig auch der Übergang des Erbes – Land und Herrschaft – auf den Sohn geregelt wird. Eine Erziehungsfunktion, einen ethischen Leitbildcharakter des Vaters kennen die Texte nicht. Diese Aufgabe, die Initiation des Sohnes in die Welt ritterlicher Bewährung und höfisch-aristokratischer Werte, übernehmen die Ziehväter bzw. andere Personen in vergleichbarer Position.<sup>500</sup> Diese Pluralisierung der Vaterinstanzen<sup>501</sup> produziert aber kein Konkurrenzverhältnis; die Existenz eines zentralen Herrschaftshofs, der die größte politische Macht auf sich konzentriert, impliziert nicht wie im Artusroman auch eine normenvermittelnde Position ethischer Autorität oder höfischer Idealität. Trotz der überwiegenden Abwesenheit des Vaters gewinnt keine andere Institution vergleichbare Bedeutung für die Vermittlung von Identität, die hier genealogisch definiert wird. Die Erbfolge bewährt sich auch in den wenigen Episoden gemeinsamer Unternehmungen von Vater und Sohn neben der Kampfhilfe als das wesentliche Moment ihrer Beziehung, als Grund ihres Aufeinanderange-wiesenseins.

Die Generationsfolge, d.h. der Übergang des Erbes, wird so als ein Moment von großer Bedeutung und Brisanz inszeniert. Die Väter sind

<sup>500</sup> Auch wenn die Erziehung des Sohnes außerhalb des Elternhauses Normalität in mittelalterlichen Adelfamilien ist, fungiert in zeitgenössischen Lehrdialogen überwiegend der Vater als autoritäre, Weisheit und Tugend vermittelnde Institution; vgl. Storp 1994, S. 94–96, und Kästner 1978, S. 232.

<sup>501</sup> Zu einem vergleichbaren Phänomen im höfischen Roman, insbesondere in Gottfrieds „Tristan“, vgl. Storp 1994, S. 153–161.

überwiegend Männer mit Macht und Statusbewußtsein, die ihre Ansprüche entschieden durchzusetzen wissen. Im Falle einer temporär unsicheren Herrschaftsposition (wie bei Herpin oder Lewe) wird dieses Manko durch außerordentliche Kampfkraft kompensiert. Mit der Einsetzung des Sohnes in sein Erbe ist notwendig ein Machtverzicht des Vaters verbunden, wodurch zumindest potentiell eine Konkurrenzsituation heraufbeschworen wird.<sup>502</sup> Die faktische Vermeidung einer solchen ist zunächst Folge der langen Trennung, durch die der Generationswechsel bis zu dem Moment hinausgezögert wird, wo er aufgrund des väterlichen Alters oder des bereits erfolgten Todes entschärft ist.

So ist Herpin paralyisiert durch seine Stellung im Königreich von Toledo, wo sich der heidnische König gegen seine Widersacher nicht selbst verteidigen kann und angesichts der permanenten Bedrohungssituation einen verlässlichen und ununterbrochen präsenten Schutz benötigt. Daher kann nur sein Sohn Lewe den Herrschaftsanspruch der Sippe im Herzogtum Burgus geltend machen. Allein die Tatsache, daß Herpin sich dem Zwang des Königs nicht entziehen kann, könnte bereits seine Schwäche zum Ausdruck bringen; der Text motiviert aber nur durch diese Zwangslage Herpins Unfähigkeit zur Rückeroberung des Herzogtums und vermeidet auf diese Weise auch die Notwendigkeit eines Arrangements von Vater und Sohn in Burgus. Die unmittelbar auf die Anerkennung Lewes folgende Ermordung Herpins läßt das Problem endgültig obsolet werden. Lewe seinerseits zieht sich im Vollbesitz seiner Kräfte, motiviert durch den Tod seiner Frau Florentine, nach der Vererbung seiner Herrschaften an seine Söhne Wilhelm und Olbaum in das Einsiedlerdasein zurück und verzichtet auf alle weltliche Ehre. Über das Zusammenleben von Kaiser Karl mit dem in der Chansonde-geste-Tradition stets schwächeren Sohn Ludwig wird wenig berichtet; daß ein Nebeneinander des Herrschers Karl und des Herrschaftsaspiranten Loher ausgeschlossen ist, zeigt der Initialkonflikt im *Loher*.

Regelrechte Konkurrenzsituationen werden also vermieden, obwohl sie naheliegend wären. Dies ist nicht zuletzt Resultat der eigenen Kampfbewährungen der Söhne, die auch unabhängig vom väterlichen Erbe eine ihrem feudalen Rang entsprechende Herrschaft in der Fremde erobern konnten: Lewe ist König von Sizilien, sein Sohn Olbaum König von Spanien, Loher hat während seiner Verbannung aus Frankreich gar die Kaisers-

---

<sup>502</sup> Zur geschichtlichen Situation am Ende des 12. Jahrhunderts, wie sie noch in den späten Chansons nachwirkt, vgl. Duby 1986 B, bes. S. 108. Duby beschreibt hier die Spannungen bis hin zum offenen Machtkampf, die bei einem längeren Aufenthalt des zukünftigen Erben im väterlichen Haus entstehen können.

tochter von Konstantinopel und mit ihr die Anwartschaft auf den Kaiserthron erworben. Reinhart und seine Brüder haben durch ihre Dienste bei König Yon von Gasconien Burg und Land erworben, Florent gewinnt zunächst die Tochter des Soldans zur Frau und später die Krone von England, sein Bruder Lyon die Tochter des spanischen Königs.

Daß die Erbübergabe als neuralgischer Punkt anzusehen ist, kommt auch in den Kämpfen zum Ausdruck, die häufig der Anerkennung der Sohnschaft, damit der Erbberechtigung vorausgehen und mit denen sich der Sohn mittelbar das Erbe erstreitet. Dieses kämpferische Sich-messen am Vater hat neben der Bedeutung für die Anagnorisis auch die verborgene Dimension des Machtkampfes und bringt die potentielle Konkurrenz der Generationen zum Ausdruck, am deutlichsten sicher bei Ludwig und Karl in der *Sibille*, wo sich anstelle einer unmittelbar körperlichen Konfrontation die von Sibille und Karl aufgebotenen Heere gegenüberstehen. Ludwig steht hier allerdings im Interesse seiner Mutter und ihrer Rehabilitation Karl gegenüber und kann sich, ohne bereits Erbensprüche zu stellen, mit der Anerkennung seiner Legitimität begnügen. Aggressive Züge zeigt auch die Selbstpräsentation Gerharts als Sohn Lewes, der seinen unwissenden Vater mit der Verweigerung der Auslieferung des von ihm gefangenen Fürsten von Tarant provoziert und fast einen Kampf heraufbeschwört, bis er sich schließlich als Bastardsohn zu erkennen gibt und so die Situation augenblicklich entschärft.<sup>503</sup> Nun erst stellt sich für Lewe heraus, daß es Gerharts eigener Verwandter ist,<sup>504</sup> den dieser gefangengenommen hat, um ihn ihm persönlich auszuhändigen, womit sich der scheinbar aggressive Akt als Beweis besonderer Treue entpuppt.

Auch Maller führt sich bei seiner lange nicht gesehenen Familie durch die Auszeichnung in einem Turnier ein. Unübersehbar wird auch hier das Thema des Generationswechsels angespielt, ohne daß ein solcher jedoch vollzogen oder auch nur angestrebt würde. Maller zieht mit dem Wappen seines Vaters in dessen Residenz ein, ohne sich aber zu erkennen zu geben. Er tritt als namenloser Abenteurer auf und provoziert so seinen Vater, beim Turnier gegen ihn anzutreten. Weder dem in Verkleidung kämpfenden König Galie gelingt es jedoch, dem scheinbar Anmaßenden das Wappen abzunehmen, sondern auch alle weiteren Sippenangehörigen, die sich an ihm versuchen, werden überwunden.<sup>505</sup> Mit dem Turnierpreis hat Maller so zu-

<sup>503</sup> S. 669–672

<sup>504</sup> *des Bastharts nechster mag* (S. 669) heißt es im Text sogar, allerdings fälschlich, da sein nächster Verwandter sein Mutterbruder, der Herzog von Calaber, ist, den er erst später besiegt und Lewe zur Hinrichtung ausliefert (S. 674).

<sup>505</sup> Es handelt sich hier um die Angehörigen der Braut von Mallers Bruder Otger,

gleich eine beherrschende Stellung innerhalb der Sippe gewonnen, die er, nachdem er sich zu erkennen gegeben hat, in Anspruch nimmt, um Kampfhilfe für Loher einzufordern.<sup>506</sup>

Am deutlichsten aber macht sich die Brisanz dieser Vater-Sohn-Begegnung bei Lewe und Herpin bemerkbar, wo Lewe mit seinem Turniersieg eine ambivalente Situation herstellt. Einerseits erweist er sich als würdiger Nachfolger seines Vaters, der bis zu diesem Moment noch keinen gleichrangigen Kampfgegner angetroffen hat und noch nie vom Pferd gestochen wurde, andererseits weist er seinen Vater in Grenzen und präsentiert sich als herrschaftsfähiger als dieser selbst, womit er nebenbei natürlich auch dessen labile Position am heidnischen Hof von Toledo gefährdet. Den Aufstieg vom Gefangenen zum obersten Heerführer des Königs hat Herpin ja ausschließlich seiner Kampffähigkeit zu verdanken. Seine kämpferische Überlegenheit begleitet Lewe durch aggressiv-höhnische Reizreden, die Herpin dazu zwingen, den Kampf bis zum völligen Versagen seiner Kräfte fortzuführen. Diese auf die Ehre des Gegners zielende Form der Kommunikation läßt das Verhältnis zwischen Vater und Sohn eine Zeitlang auf der Kippe zwischen Aggression und Anerkennung stehen. Erst nach seiner endgültigen Niederlage und der Würdigung Lewes als Überlegenem ist Herpin bereit, durch die Niederlage sogar genötigt, nach Lewes Identität zu fragen. Herpins späterer Tod ist indirekte Folge seiner Unterlegenheit, da ein von Lewe ebenfalls besiegter Turniergegner, der eigentlich Herpin rächen wollte und für ihn gegen seinen Sohn antrat, von Lewe ebenfalls besiegt und gedemütigt wird und sich mit der Rache an den nächsten Verwandten seines Gegners, den schwächeren Vater, wendet.

Die Beziehung zwischen Vater und Sohn in diesen Texten repräsentiert im Sujet der Verwandtschaft die wichtigste Verwandtschaftsbeziehung; die laterale Verwandtschaft, vielleicht mit Ausnahme der Brüder, ist von untergeordneter Bedeutung. Dies ist jedoch nicht symptomatisch zu lesen als Reduktion der verwandtschaftlichen Beziehungen auf die ‚Kernfamilie‘ und dokumentiert nicht das Ende der umfassenderen Verwandtschaftsverbände,<sup>507</sup> sondern stellt einen bestimmten Aspekt von Verwandtschaft, den der

---

anlässlich von dessen Hochzeit das Turnier veranstaltet wurde. Ein Stechen gegen den eigenen Bruder, der ihn herausfordert, lehnt Maller ab, ebenso wie er wohl auch den Waffengang gegen seinen Vater abgelehnt hätte, wäre dieser nicht in Verkleidung angetreten.

<sup>506</sup> Bl. 36<sup>rb</sup>

<sup>507</sup> Kullmann 1992 meint aus der Verwendung eines „Sehnsuchtsmotivs“ (S. 36) in den Chansons vor allem aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf die zu

Vererbung und der Solidarität, d.h. der Kampfhilfe, in das Zentrum dieser Beziehungskonstellation. In dieser Hinsicht ist auch das Auftreten der Bastarde anders zu beurteilen als in den Chansons de geste des 13. und 14. Jahrhunderts. Weisen sie dort noch symptomatisch auf „Auflösungsercheinungen in den Sippenverbänden“<sup>508</sup> hin, tritt dieses Moment in den übersetzten Chansons, in denen nicht ganze Sippenverbände und Geschlechter, sondern lineare Genealogien die Erzählung organisieren, in den Hintergrund. Hier gehen die Bastarde ganz in der Zuordnung zum Helden sowohl auf der Ebene der Handlungsfunktionen als auch auf der Ebene der Wertvermittlung auf, steigern sie doch durch ihre Kampfhilfe seine Durchsetzungs- und Herrschaftsfähigkeit, und sind sie doch trotz ihrer Illegalität das fleischgewordene Zeugnis seiner erotischen Attraktivität und Zeugungsfähigkeit. An der Attraktivität des Helden für Frauen bemisst sich in aller Anschaulichkeit sein heroisches Potential, an der Fähigkeit, Söhne von durchgehend herausragender Stärke zu zeugen, seine Potenz, Dynastien zu gründen bzw. zu erhalten. Diese ausschweifende voreheliche Fruchtbarkeit der Helden wird konsequenterweise mit der Ehe in feste dynastische Bahnen gelenkt; von außerehelichen Nachkommen ist in den hier behandelten Texten nicht die Rede. Überdies dokumentieren die Bastarde, wie sehr exogame Kriterien die Partnerwahl dominieren, verläßt der Held mit seinen Buhlschaften doch nicht nur den engen Rahmen seiner Sippe,<sup>509</sup> sondern überschreitet auch soziale Grenzen, wobei die Bastarde auch die zurückgelassenen niedrigeren sozialen Ränge des Helden vergegenwärtigen.<sup>510</sup>

dieser Zeit bereits verbreitete Vorstellung der „Kleinfamilie“ als Bezugsgruppe für den Ritter unterhalb des lignage schließen zu können (S. 45). In diesem „Sehnsuchtsmotiv“ wird in einem Moment großer Gefahr die Erinnerung an Frau und Kind(er) beschworen, was allerdings im Handlungszusammenhang eher auf die genealogische Funktion dieser Bezugspersonen und auf die Befürchtung des Ritters hinweist, sie in Zukunft nicht mehr schützen, daher auch die dynastische Kontinuität nicht mehr sichern zu können, als auf die tatsächliche Existenz einer sozialen Einheit „Kleinfamilie“.

<sup>508</sup> So die Kapitelüberschrift, unter der Heintze 1991 das Phänomen der Bastarde behandelt (S. 448–454).

<sup>509</sup> Adler 1975, S. 50–71, weist auf das in struktureller Spiegelbildlichkeit aufeinander bezogene Verhältnis von Karls inzestuöser Verbindung mit seiner Schwester, deren Produkt Roland ist, und Guillaumes Entfernung von seiner Sippe und Verbindung mit einer Heidenprinzessin hin. Während Karl sich also in das äußerste Extrem eines „quasi-endogamen“ Verhältnisses begibt, vertritt Guillaume die „quasi-exogame“ Variante (vgl. bes. S. 56), die immerhin „fast erfolgreich“ das „Prinzip der exklusiven dynastischen Legitimierung“ vertritt (ebd.).

<sup>510</sup> Dies trifft sowohl auf Hugu Scheppel zu, dessen zehn Bastarde von Frauen stammen, deren sozialer Status unter dem von Hugues zukünftiger Bestimmung ran-

Daß der Sohn nicht bei seinem Vater aufwächst, entspricht feudaler Praxis und ist an sich nicht erstaunlich. Dennoch bleibt zu konzedieren, daß die Trennung nur in den seltensten Fällen eine wirklich freiwillige ist (Maller/Galie), daß sie leidvoll erfahren wird und auf beiden Seiten Defizienz verursacht (das gilt auch da, wo der Vater Mutter und Sohn wegen eines Ehebruchsverdachts verstößt, also eigentlich seine defizitäre Ehre wiederherstellen will, d.h. bei Karl/Sibille, Kaiser Octavian und Alexander/Bellissant im *Valentin und Orsus*) und daß die Wiederbegegnung von Vater und Sohn als Anagnorisis gestaltet ist. Selbst wenn, wie bei Maller, der seinen Vater gezielt an seinem Stammsitz aufsucht und, da über dessen Identität kein Zweifel besteht, sich einfach vorstellen und sein Anliegen, die Kampfhilfe für Loher, vortragen könnte, ist diese Wiederbegegnung als Anagnorisis inszeniert: der Sohn trägt zwar seine Sippenzugehörigkeit zeichenhaft im Wappen vor sich her, verfälscht aber gleichzeitig dieses Zeichen durch die Hinzufügung eines halben Löwen und verhehlt seine Identität. König Galie begrüßt den scheinbar unbekanntem Abenteurer zwar und gestattet ihm das Tragen des Wappens und die Teilnahme am Turnier, tritt dann aber in Verkleidung gegen ihn an. Auch hier also, wo es Identität nicht erst zu entdecken, sondern nur aufzudecken gälte, wo sogar zeichenhaft auf Verwandtschaft hingewiesen wird, wird das Muster der Anagnorisis bemüht. Dies ist zum einen auf mittelalterliche Denkmuster und Wahrnehmungsformen, nach denen die unmittelbar körperliche Erfahrung ungleich intensiver und wirklichkeitshaltiger als ein bloß abstraktes Zeichen ist, zurückzuführen. Das körperliche Aufeinanderstoßen und Sich-aneinander-messen von Vater und Sohn bleibt Voraussetzung zur (Re-) Installierung einer Beziehung, die während der Abwesenheit des Sohnes nicht existent war. Zudem ist hier noch ein weiterer Sohn (Otger) vorhanden, die Erbfolge also gesichert. Damit entfällt auch der unmittelbare, nicht aus dem Gedächtnis zu tilgende Anlaß, den Sohn in der Erinnerung, als Abwesenden oder eher als nicht Anwesenden, dennoch präsent zu halten. Die Notwendigkeit, Sippenidentität (auch hier als exorbitante Kampfkraft) körperlich unmittelbar und nicht

---

giert, allerdings dem seiner Herkunft und seiner bei der Zeugung aktuellen Verfassung entspricht. Ebenso verhält es sich wohl mit Lewes zehn Bastarden, die er vor seinem Aufbruch von Baldwin zeugt, und über deren Mütter keine näheren Informationen gegeben werden. Sogar Gerhart, der immerhin von der Schwester eines Herzogs empfangen wurde, wird in einer Situation gezeugt, in der Lewe bereits einer Königstochter versprochen und auf dem Wege zur Eroberung von Braut und Königtum ist. Seine Zeugung markiert sogar ebenso wie sein späteres Auftauchen in Lewes Gefolge eine entscheidende Wendung zu Lewes Gunsten, indem sie einem ersten entscheidenden militärischen Sieg über seine Widersacher vorausgeht.

zeichenhaft/verbal unter Beweis zu stellen, ist hier also auch durch die Konstellation der ausnahmsweise nicht intendierten Erbfolge zu begründen, durch die der Sohn in der Erinnerung der Familie nicht mehr gegenwärtig ist. Auch diese Episode verdeutlicht durch die zunächst scheinbar funktionslose Inszenierung einer Anagnorisis, wie elementar und brisant allein der Anspruch auf Verwandtschaft und wie wichtig der körperliche Beweis ist. Selbst primäre Blutsbande sind immer wieder neu zu erweisen. Der Anspruch eines zunächst Außenstehenden – ein solcher ist der lange abwesende Sohn immer – stellt zunächst eine Gefährdung des Sippengefüges dar, selbst wenn die Existenz eines Erbsohnes unabdingbar für ihre Kontinuität ist. Seine Ebenbürtigkeit und den ihm zukommenden Platz muß er mit einem Akt der Aggression nachweisen.

Die Suche nach den Eltern gestattet, auch wenn sie den Anstoß für den Aufbruch des Helden gegeben hat und wenn sie immer wieder als Zweck der Reise proklamiert wird, Umwege.<sup>511</sup> Nicht nur können unterwegs fremde Reiche erobert, Königstöchter geheiratet und wiederum Söhne gezeugt werden, auch Heidenheere, Riesen, Ungeheuer und ähnliche Geißeln der Christenheit können der phänomenalen Kampfkraft der Helden zum Opfer fallen. Einige unter den entwurzelten Söhnen (Lewe, Olbaum, Wilhelm, Loher) werden auffällig unstet, immer wieder brechen sie auf, verlieren Reiche und Frauen ebenso wie sie sie gewinnen. Sie werden zu ruhelosen und einsamen Gestalten, die verschiedenen identitätsstiftenden, aber räumlich getrennten Orten verbunden sind. Dadurch treten selbst die wichtigsten genealogischen Funktionen, die Übernahme und Sicherung des väterlichen Erbes einerseits und die Zeugung von Söhnen und die Weitergabe des Erbes andererseits, auseinander. Durch die mangelnde Präsenz der Helden, die nie gleichzeitig ihrer Schutzfunktion für die väterliche Erbherrschaft und für die mit der Frau erworbene Herrschaft nachkommen können, unterliegt die dynastische Kontinuität ihrer Sippe einer permanenten Bedrohung.

Das Asoziale, Verwilderte dieser Existenzweise wird z.T. auch durch ihre Namen zum Ausdruck gebracht. Gerade die Kinder, die als Neugeborene Vater und Mutter verlieren, tragen ihre Verlorenheit im Namen mit sich: Lewe, Olbaum, Maller, Lyon und Orsus werden nach den Umständen ihrer Auffindung benannt, die so in durchaus ambivalenter Weise an ihnen haften bleiben. Lewe und Lyon werden als Säuglinge von Löwen angenommen

---

<sup>511</sup> Für den *Herpin* könnte bezüglich der narrativen Organisation und des narrativen Gewichts sogar umgekehrt behauptet werden, daß die Trennung von Vater und Sohn zwar den Anlaß zum Erzählen gibt, daß aber die Umwege auf dem Weg zum Vater der eigentliche Zweck der Erzählung sind.

und beschützt. Olbaum, zunächst nach seinem Großvater Herpin genannt, dann entführt und unter einem Olivenbaum ausgesetzt und gefunden, trägt in der Chanson den Namen Olivier, der immerhin auch der eines der edelsten Fürsten und der zwölf Paladine Karls ist. Maller wird von Otger von Dänemark bei der Entenjagd auf dem Wasser gefunden und nach dem Jagdwild benannt.<sup>512</sup> Orsus wird von einer Bärin gesäugt und wächst in bären gleicher Wildheit im Wald auf. Alle diese Namen sind keineswegs entehrend; wenn sie auch statt der Sippen tradition Naturhaftigkeit als Ursprung annoncieren, können sie doch ebenso ihren Trägern die Aura vornehmer Wappentiere verleihen, die sich durch Stärke und Mut auszeichnen.<sup>513</sup>

Der Stammsitz des Geschlechts als Namensbestandteil fällt nur im *Herpin* durch seine besondere, identitätsstiftende Bedeutung für die Helden auf. *Sy sach das ein sone was do wart sie got sere loben/Sie sprach Du recht erbe von Burgus* (S. 12f.). Die erste Anrede an ihren neugeborenen Sohn richtet die Herzogin Adelhait an den künftigen Herrschaftserben, der hier noch nicht durch einen Eigennamen individualisiert wird. Daß die Sicherung der Erbfolge im Herzogtum in jeder Generation des Geschlechts trotz aller neuen eroberten Reiche unverzichtbar ist, wurde bereits erwähnt, es ist dennoch zu betonen, daß dieses nicht zu einer räumlichen Bindung der Herzöge an Burgus als Familiensitz, die über die Notwendigkeit der Herrschaftsetablierung hinausginge, führt. Die geringe Bedeutung eines Stammsitzes für die Helden der anderen Prosaauflösungen Elisabeths hängt mit deren Zugehörigkeit zum karolingischen Königsgeschlecht zusammen; als Angehörige des Karolingerhauses, und das gilt auch für den angeheirateten König Huce Scheppel, bedürfen sie zur Legitimierung keiner in die aktuelle Gegenwart hineinreichenden Bezüge wie eines identifizierbaren Geschlechterstammsitzes.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die Trennung von und die Suche nach Vater, Erbe und Sippenidentität zum Vehikel einer Heldenkonzeption wird, die ihn über wesentliche Passagen als isolierten, sozial und räumlich ungebundenen und in steter Bewegung befindlichen konfiguriert. Dennoch

---

<sup>512</sup> Der Grund für die Aussetzung Mallers bleibt im Dunklen, es wird lediglich mitgeteilt, daß Karl beim Auffinden des Kindes bereits über den Verlust des Sohnes von König Galie informiert ist und ihn daher seinem Vater zurückbringen kann. Aussetzung und Naturhaftigkeit des Findlings scheinen sich so zu Motiven mit eigener Dynamik verselbständigt zu haben, die nicht mehr in einen kausalen Begründungsrahmen eingespannt werden müssen.

<sup>513</sup> Zum Löwen als Begleiter und Namensgeber vgl. Althoff 1994 B; von Bloh 1994; von Ertzdorff 1994 und Hülk 1994.

sind Väter und Söhne die jeweils wichtigsten, trotz ihrer Abwesenheit stets präsenten Bezugsgrößen füreinander

### 2.3.1.2 Laterale Verwandtschaft

Die Verwandten der horizontalen Ebene nehmen insgesamt auf der Ebene der Handlung eine untergeordnete Rolle ein, die vor allem im Leisten von Kampfhilfe oder einer vergleichbaren Unterstützung relevant wird. Die lateralen Verästelungen der Sippe gewinnen jedoch als Adelsausweis noch einmal an Bedeutung.

Die ‚Ahnentafel‘, die Lewe und seine Söhne für sich in Anspruch nehmen, um ihr scheinbar unangemessen selbstbewußtes Auftreten zu legitimieren, ist keine paternalistisch orientierte, die eine linear-genealogische Reihe bis in prominente, möglicherweise mythische Ursprünge verfolgt, sondern eine, die sich ausschließlich auf noch lebende Verwandte vornehmlich der Mutter bezieht.<sup>514</sup> Die mütterliche Sippe stellt den wichtigsten Teil der hocharistokratischen Machtbasis des Frankenreichs:

*Die frome liebe frawe was so edell/man soll nit liegen: Das Jnn dem Konigreich die besten Ritterschafft alle ir gesipp waren (S. 2).*

Diese Verwandtschaft ist es wohl auch, auf die Lewe Bezug nimmt, wenn er sich selbstbewußt seinen noch unbekanntem Eltern vorstellt:

*Ottoger von dennemarck ist mein nechster mag Nymon von Beiern ist mein vetē Jch pin von konig Salomons geschlecht richart von norman ist auch mein mag vñd die vier sone āmons Geon von nanton Vñnd auch Gerhart von roßlon/die gehörent mir alle zu was sol ich euch mer sagen/Jch pin des pesten geschlechts von franckreich (S. 547).*

Die Autorität dieser Sippenangehörigen wird nicht durch ihre Anciennität begründet, sondern durch die gegenwärtige Machtposition, wie sie z.B. anlässlich der Umwandlung des Todesurteils für Herpin in die Verbannung

<sup>514</sup> Mit dem Paradigmenwechsel von der Privilegierung der patrilinear-dynastischen gegenüber der horizontalen Verwandtschaftsstruktur im 11./12. Jahrhundert (vgl. z.B. Duby 1967, bes. S. 154ff.) tritt die mütterliche Linie in den Hintergrund. Dennoch ist, wie anhand lateinischer Genealogien des 12. Jahrhunderts gezeigt werden konnte, „die mütterliche Verwandtschaft im 12. Jahrhundert tatsächlich oft von höherem Rang als die väterliche; und wenn sie besonders oft hervorgehoben wird, dient dies nur zur Steigerung des eigenen Prestiges. Außerdem werden die ranghohen mütterlichen Verwandten natürlich gern zur Förderung der eigenen Karriere herangezogen, was ebenfalls zu einer bevorzugten Nennung in genealogischen Werken führen kann“ (Kullmann 1992, S. 17).

wirksam wird. Hier droht Herzog Nymo offenbar so nachdrücklich damit, Karl im Falle von Herpins Hinrichtung völlig zu entmachten und zu vertreiben, daß er nachgeben muß, nicht aber ohne seine Machtlosigkeit bitter zu beklagen:

*Samer got Sprach Karll Jch han wenig gewalt/Sol ich vmb eynen man So vill betrubnusse hañ/Jch pin nit wirdig das ich die wappen von franckreich tragen soll (S. 6).*

Außer der Verwandtschaft der Herzogin wird hier jedoch noch ein weiteres, konkretes Verwandtschaftsverhältnis benannt, dem in der epischen Literatur des Mittelalters eine besondere Bedeutung zukommt: das Avunkulat.<sup>515</sup> In diesem Fall bezeichnet Nymo Herzog Herpin als seinen Schwestersohn (S. 6) und begründet damit sein Eintreten für ihn, das ihn selbst zur Auflehnung gegen seinen Lehnsherrn zwingt. Die Angabe Nymos fällt an dieser Stelle auf, da bisher nur von der vornehmen Verwandtschaft von Herpins Frau die Rede war, nicht aber, was anlässlich der Einführung in die Handlung plausibel gewesen wäre, von den Verwandtschaftsbeziehungen des Protagonisten. Auch später wird dieses Verhältnis nicht mehr erwähnt; es geht also offensichtlich in seiner Erzählfunktion an dieser Stelle auf, wo es dem Erzähler als die naheliegendste oder gar einzig denkbare Motivation für Nymos Eintreten für Herpin gegen den König diene, für die ein unbestimmtes Verwandtschaftsverhältnis, wie es vorher erwähnt wurde, nicht mehr ausreicht. Als Gerna, Herpins Knecht, der seit zwölf Jahren vergeblich nach seinem Herrn gesucht hat, zufällig Lewe begegnet, hält er ihn wegen seiner Ähnlichkeit mit Herpin zunächst für *seiner swester sone* (S. 134), um seinen Eindruck erst später zu korrigieren und ihn als Sohn anzuerkennen; auch hier gilt der Schwestersohn als der engstmögliche Verwandte nach dem eigenen Sohn, illustriert wird die Nähe durch die Ähnlichkeit in Gestik und Aussehen. Die Verwendung des Avunkulatsmotivs legt in diesen beiden Fällen nahe, daß sie den Charakter einer epischen Formel<sup>516</sup> tragen, da sie wie selbstverständlich, ohne durch weitere Moti-

<sup>515</sup> Für die romanische Literatur vgl. Kullmann 1992, S. 49–94, 131–140 und 262–277. Als die romanisch-deutsche Literaturen übergreifende Beispiele für die Onkel-Neffe-Relation seien Roland/Karl im *Rolandslied* des Pfaffen Konrad, Vivianz/Willehalm in Wolframs von Eschenbach *Willehalm*, Parzival/Anfortas bzw. Parzival/Trevrizent in Wolframs *Parzival* und Tristan/Marke in Gottfrieds von Straßburg *Tristan und Isolde* genannt.

<sup>516</sup> Kullmann schlägt ausgehend von Rychners Definition eine Erweiterung des Begriffs der epischen Formel vor, indem sie neben „Wortfügungen oder Szenen“ auch, ohne allerdings eine nähere Bestimmung zu geben, „andere Elemente“ darunter fassen will (Kullmann 1992, S. 87); gemeint sind hier semantisch, nicht sprachlich-formal abzugrenzende Einheiten.

vationen in die Handlung eingebunden zu werden, zur Verfügung stehen, um problematische Sachverhalte zu erklären und zu vereindeutigen.

Das Avunkulat, die neben Eltern und Geschwistern am häufigsten genannte konkrete Verwandtschaftsbeziehung, gerät in den späten Chansonde-geste-Bearbeitungen jedoch auch ins Zwielficht, ist mitunter als ambivalente oder defekte, gar feindliche dargestellt. So ist der Todfeind Lewes, der Herzog von Calaber, gleichzeitig der Mutterbruder seines Bastardsohns. Gerhart erfährt in dem Moment von seiner Identität als natürlicher Sohn Lewes, wo der Kampf zwischen seinem leiblichen Vater und seinem Onkel einen für das Land seines Ziehvaters zerstörerischen Höhepunkt annimmt. Herangewachsen ist er in Unkenntnis seiner Abstammung bei dem Burgherrn von Hohenfels, den seine Mutter Clarissa bereits vor seiner Geburt heiratete und der seinerseits nicht über die illegitime Herkunft seines (Stief-) Sohnes informiert war. Im Gegensatz zu seiner Mutter, die sich im Zwiespalt zwischen der Solidarität mit ihrem Bruder und der mit ihrem früheren Liebhaber sieht, entscheidet sich Gerhart sofort für die Sache seines Vaters, dem er Kampfhilfe gegen seinen Onkel zu leisten beschließt. Um sich vor seinem Vater auszuweisen, sorgt Gerhart zunächst für die Hinrichtung eines weiteren Verwandten, des Fürsten von Tarant, indem er ihn im Zweikampf besiegt, gefangennimmt und an Lewe ausliefert. Nicht besser ergeht es schließlich seinem Onkel, dessen Gefangennahme und Auslieferung ebenfalls Gerhart vorbehalten bleibt. In dieser Episode scheint die Dynamik der Narration, die nach einer steigenden Variierung der wiederholten Episodenbestandteile verlangt, in Konflikt mit der besonderen Funktion der Verwandtschaft, wie sie im Falle des Bastards konzipiert ist, zu geraten: Einerseits steuert die Episode auf den Höhepunkt der Eliminierung des Herzogs von Calaber, Lewes eigentlichem Widersacher, hin, weswegen in einem ersten Anlauf nur sein Verbündeter gefangen genommen und hingerichtet wird und erst später der Krieg durch die Vernichtung des Herzogs endgültig beendet werden kann. Andererseits muß Gerhart, um sich angemessen bei seinem natürlichen Vater einzuführen, in dem Dilemma zwischen ihm und seiner mütterlichen Verwandtschaft eindeutig Stellung nehmen und ihm daher seinen engsten Verwandten mütterlicherseits zum Opfer bringen. Als solcher wird folglich der Fürst von Tarant bei seiner Gefangennahme durch Gerhart bezeichnet, obwohl der Text bisher von einer solchen Verwandtschaft, die also auch zwischen den verbündeten Feinden bestehen müßte, noch nichts wußte. Gerharts engster Verwandter nach seinen Eltern kann demnach niemand anders als der Herzog von Calaber sein.

Die extreme Bipolarität des Avunkulatsverhältnisses wird auch im *Loher* ausgespielt: Zunächst ist es Loher, der nach seiner Verbannung aus Frankreich seinen Mutterbruder als nächsten Verwandten aufsucht. Der Sohn dieses lombardischen Königs bietet sich Loher als Gefährte an, wird aber schnell zum Todfeind. Es handelt sich um Ott, der Loher zu einem einjährigen Namenstausch bewegt und sich sämtliche Vorteile aneignet, die seine vermeintlich exzeptionelle Herkunft ihm bietet, indem er die Loher bestimmte Frau für sich zu gewinnen sucht und mit ihr, der konstantinopolitanischen Erbtöchter, auch das Reich. Selbst nach Ablauf des Jahres trachtet er mit anderen Mitteln weiterhin nach Lohers Frau und Herrschaft. Erst nach jahrelangen Auseinandersetzungen kann Ott endlich besiegt und getötet werden.

Auch Isenbarts Mutterbruder wird im Laufe der Handlung zu seinem Todfeind. Das feindselige Verhältnis zu Ludwig ergibt sich zunächst zwar zwangsläufig aus der Loyalität zu einem weiteren Mutterbruder, nämlich zu Ludwigs Bruder Loher. Ihre volle Tragweite entfaltet die Gegnerschaft von Onkel und Neffe jedoch erst nach Lohers Tod, da mit ihm auch eine wichtige Vermittlungsinstanz aus der Handlung ausscheidet.

Erst in der späteren, hier sonst nicht behandelten, von Paul van der Aelst aus dem Niederländischen übertragenen Version der Haimonskinder begegnen wir mit Kaiser Karl wieder einem Mutterbruder als Todfeind der Protagonisten.

Ein ambivalentes, zwischen Distanz und gegenseitiger Angewiesenheit changierendes Verhältnis zum Mutterbruder<sup>517</sup> finden wir bei Hüge, dessen Onkel Symont ihm die entscheidende finanzielle Unterstützung zuteil werden läßt, die ihn in die Lage versetzt, sich gegen alle Konkurrenten durchzusetzen und ihm auf den Königsthron in Frankreich hilft. Später wird Symont zum Kanzler gemacht, der auch weiterhin entscheidende Hilfe bei der Behauptung des Thrones leistet. Der Mutterbruder, ein Metzger, ist hier aber gerade nicht, wie es im Rahmen der Tradition erwartbar wäre, von höherem Adel; seine Unterstützungsfunktion wird auch nicht mit seiner

---

<sup>517</sup> Symont wird zwar nicht ausdrücklich als Huges Mutterbruder bezeichnet, nimmt aber ihm gegenüber eben diese Position ein. Er gehört zu Huges Verwandtschaft mütterlicherseits und redet Hüge als *neue* an. Dieser verwendet seinerseits die Anrede *vetter*, mit der auch der Erzähler die Relation zwischen den beiden Verwandten benennt. Mit dem Begriff *neue* wird nicht nur eine bestimmte Verwandtschaftsbeziehung, sondern auch die Überlegenheit Symonts bezüglich Alter und Autorität bezeichnet; nachdem Hüge König geworden ist, ergänzt er die Anrede zu *herre/vnd neue* (Bl. 54<sup>va</sup>, 48).

Position, seiner Macht begründet, sondern mit dem, was ihn letztlich auch Hugues Vater gegenüber als überlegen ausweist: seinem Geld. Auch dieser Onkel ist, ähnlich wie die Ziehväter der anderen Jungheroen, als Kontraktur des konventionellen Modells aristokratischer Erziehung zu verstehen, hier mit parodistischen Zügen.

In drei der vier Prosaübertragungen Elisabeths spielt das Avunkulatsverhältnis also eine herausgehobene Rolle, wobei nur im *Huge Scheppel* der Protagonist selber einen Mutterbruder hat. In allen Fällen ist das Verhältnis zunächst durch die ständische oder auch finanzielle Überlegenheit des Onkels bestimmt, die aber durch den Neffen letztlich (fast) immer überwunden wird. Ähnlich wie bei dem Verhältnis zwischen Sohn und Vater ist auch für das zwischen Neffen und Onkel die Ungleichheit der Machtverteilung konstitutiv, wobei der Neffe zur Gründung oder Sicherung der eigenen Existenz entweder den Onkel direkt entmachtet und ‚beerbt‘ oder ihn auf einem anderen Gebiet überwindet – Hüge gewinnt durch Kampfkraft und erotische Attraktivität politische Herrschaft, die sein Onkel sich auch durch sein Vermögen nicht erkaufen kann, und Reinholt erwirbt durch sein Märtyrertum die ethisch-religiöse Vorrangstellung gegenüber König Karl. Dabei kann die Konkurrenz eine freundschaftliche und auf verwandtschaftlicher Solidarität sowie gegenseitigem Nutzen begründete sein wie bei Hüge und Symont, sie kann aber auch nur durch den Tod oder die dauerhafte räumliche Separation aufhebbar sein wie bei Gerhart und dem Herzog von Calaber, bei Isenbart und Ludwig oder bei Reinholt und Karl. Sehen wir uns die vielfältigen Ausprägungen des Avunkulats in den hier behandelten Texten an, muß eine Entwicklung konzidiert werden, die dieses Verhältnis zunehmend von Formelhaftigkeit und Stereotypie befreit. Wie in vergleichbaren Fällen jedoch auch, in denen die Emanzipation narrativer Konstellationen von ihrer traditionellen Erscheinung zu konstatieren ist, bleibt der Bezug auf die Tradition, wenn auch als negierender, erhalten. Ist das Verhältnis von Solidarität und Unterordnung zwischen Neffen und Onkel in den frühen Chansons noch selbstverständlich,<sup>518</sup> werden die Jüngeren in den späteren Texten zu den in der Handlung dominierenden Helden.<sup>519</sup> Erst in den von Elisabeth übersetzten Texten jedoch werden Onkel und Neffe zu eigenständig Handelnden mit individuierbaren, „typischen Einzelmotiven“<sup>520</sup>. Die Besonderheiten dieser jeweiligen Beziehungen – tödliche

<sup>518</sup> So Kullmann 1992, S. 88f.

<sup>519</sup> Kullmann 1992, S. 267

<sup>520</sup> Solche gesteht Kullmann 1992, S. 277, nur dem Vater-Sohn-Verhältnis zu, während noch die Chansons des späten 12. Jahrhunderts die Onkel-Neffe-Relation in

Feindschaft sowohl als auch neue Formen der Solidarität – treten jedoch erst auf der Folie des traditionell Erwartbaren hervor.

Auch im Geschwisterverhältnis, thematisiert nahezu ausschließlich als das zwischen Brüdern, ist eine Form lateraler Verwandtschaft anzutreffen; in unseren Texten sind die Verhältnisse der Brüder zueinander sehr unterschiedlich angelegt. Eine Sonderrolle nimmt auch hier, wie Heintze es für die französischen Chansons de geste des 13. und 14. Jahrhunderts gezeigt hat,<sup>521</sup> die Königssippe ein. Nur in einem Text, im *Loher*, ist von mehreren Söhnen König Karls, Ludwig und Loher, die Rede, die sich im größten Teil des Textes als Rivalen gegenüberstehen. Ludwig verkörpert, wie es seinem Bild in den Chansons entspricht, den schwachen, dem Willen seiner Fürsten, hier zudem noch den Ansprüchen seiner Frau hilflos preisgegebenen Herrscher. Der Erzähler läßt offen, ob Ludwig mit Hilfe der Räte den Machtanspruch seines Bruders Loher in seine Grenzen weist oder ob er, wie es das Ende der Auseinandersetzungen zwischen ihnen nahelegt, dankbar die Hilfe Lohers gegen die übermächtig gewordenen Vasallen in Anspruch nimmt. In jedem Fall bleibt das Verhältnis der Brüder von Rivalität bestimmt, da beide den Anspruch auf dieselbe exklusive Machtposition durchsetzen wollen.

Vollkommen frei von Rivalität ist dagegen die überwiegende Zahl der weiteren Brüderkollektive, angefangen mit den Zwillingsöhnen und dem Bastard Lewes, die sich konfliktfrei das väterliche Erbe teilen und durch eigene Eroberungen ergänzen. Als Kollektiv mit nur eingeschränkten individuellen Sonderrollen treten die 14 Söhne des Bürgers Herme auf, die während Lewes Abwesenheit von Burgus die Herrschaft über die Stadt an sich gerissen haben. Auch die zehn Bastardsöhne Huges handeln solidarisch, nachdem sie ihre gemeinsame Herkunft erkannt haben. Die Protagonisten dieser Kollektive handeln stellvertretend als Agenten ihrer Brüder, ohne daraus einen Sonderstatus abzuleiten. Eine Sonderform des Kollektivs ist in den Haimonskindern anzutreffen, wo Reinhart als der Ältteste (bzw. Reinholt als der Jüngste in der späteren Fassung) bezüglich Leistungsfähigkeit und Aktivität aus der Brüdergemeinschaft herausragt und zum Schluß auch als einziger eine Einsiedler- und Märtyrerkarriere absolviert.

Brüderkollektive als reduzierte Erscheinungsform lateraler Verwandtschaft fungieren häufig, ohne eigene Ziele zu verfolgen, als übersteigernde Spie-

---

Abgrenzung zur ersteren als Mittel verwenden, „um Personen, die gemeinsam an der epischen Handlung teilnehmen, einander zuzuordnen“ (ebd.).

<sup>521</sup> Heintze 1991, bes. S. 324–384

gelung der Exzeptionalität des Helden, der einer von ihnen sein (Reinhart/Reinholt) oder in sonst einem engen Verhältnis zu ihnen stehen kann (Huge und seine Bastarde). Individualisierte Brüder (Olbaum/Wilhelm/Gerhart, Florent/Lyon, Valentin/Orsus; Ausnahme allerdings die Karlssöhne Loher und Ludwig) handeln solidarisch und verkörpern die engste Form der Solidar- bzw. Kampfgemeinschaft, die, anders als die Vater-Sohn-Beziehung, auch nicht andeutungsweise von Konkurrenz getrübt ist und problemloses Nebeneinander und Gleichzeitigkeit von Herrschaftsausübung erlaubt. Brüder konstituieren eine der wichtigsten und loyalsten Gemeinschaftsformen, in der Loyalität nur vergleichbar mit Freundschaft und Vaterschaft.

Bereits für die Chansons aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stellt Kullmann fest, daß „sowohl die horizontale Sippe als auch das vertikale Geschlecht an Bedeutung (gewinnen), zu Lasten der Feudalbeziehung“.<sup>522</sup> Diese Tendenz scheint sich mit einer Verschiebung des narrativen Gewichts fortgesetzt zu haben: Das Prinzip der Konkurrenz zwischen den verschiedenen Bindungssystemen unter Privilegierung der Verwandtschaft weicht dem Prinzip der Marginalisierung der Feudalproblematik. Bestimmte Techniken der Narrativierung dieses Sujets wie das Strukturschema der Empörergeste werden zwar beibehalten, aber, wie es an *Loher* und *Herpin* gezeigt wurde, umbesetzt oder überlagert von Verwandtschaftskonflikten.

Zusammenfassend läßt sich somit konstatieren, daß Verwandtschaft, insbesondere das (gestörte) Vater-Sohn-Verhältnis, erzählwürdiger geworden ist als Lehnskonflikte und Heidenkriege, die zunehmend an den Rand des narrativen Interesses gedrängt werden. Immer wieder problematisiert wird die unsichere Position des einzelnen in der Welt, was die herausgehobene Position der Vaterbeziehung erhellen mag, tritt der Vater doch als Garant für Identität, Status und überhaupt standesgemäße Subsistenzfähigkeit ein. Auch wenn die entwurzelten „jeunes“<sup>523</sup> alle in der Lage sind, einen nicht ererbten, d.h. durch Geburt vorgegebenen und dennoch der adligen Herkunft angemessenen Platz zu erobern, drückt die Suche nach dem Vater und der Ursprungsfamilie doch die Notwendigkeit aus, sich nicht nur über die

<sup>522</sup> Kullman 1992, S. 311

<sup>523</sup> Ich beziehe mich mit dem Gebrauch dieses Begriffs auf Dubys Aufsatz über die „Jeunes“ in der aristokratischen Gesellschaft (Duby 1986 B). Zur Kritik seiner Thesen und ihrer literaturwissenschaftlichen Anwendung vgl. Storp 1994, S. 77 und Peters 1990. Die Notwendigkeit zur permanenten Kampfbewährung, die faktische, wenn auch ungewollte Opposition gegen die etablierten Fürsten und die gesellschaftliche Desintegration sind die Aspekte des Begriffs, die seine Anwendung auf die Helden der hier untersuchten Texte erlauben.

eher gefährdeten eroberten Herrschaften bzw. über die Frau zu definieren. Selbst wenn die Elternsuche die eroberte Herrschaft und die Ehefrau aufs Spiel setzt und der Held letztlich durch das Bestreben, alle Rückversicherungsmöglichkeiten für einen angemessenen Adelstatus und repräsentative Lebensführung gleichzeitig in Anspruch zu nehmen, alles verliert und in einen permanenten Kampf um das Seine getrieben wird, bleibt die Zugehörigkeit zur Stammsippe zentrales Moment der Orientierung und Identitätssicherung. Gleichzeitig aber nimmt es der Held in Kauf, den faktischen Status als „juvenis“ teilweise bis weit über die von Duby so definierte biographische Periode zu verlängern, da er trotz der Herrschaft über das mit der Frau angeheiratete Land wegen der Vatersuche unstet und desintegriert bleibt.

### 2.3.2 Geschlechterverhältnisse: Ehe- und andere Paare

In den Chansons de geste der Spätzeit gewinnen weibliche Figuren in ihrem Bezug zu den männlichen Helden zunehmend an Bedeutung, aber auch an eigener Kontur. Die Tendenz zum biographischen und genealogischen Ausbau der epischen Handlung bedingt die selbstverständliche Anwesenheit von Frauen; die in diesem Zusammenhang besonders häufige Integration von Erzählmustern anderer Gattungen<sup>524</sup> ermöglicht die Vervielfältigung der Interaktionsformen zwischen den Geschlechtern – eine Tendenz, die in Elisabeths Romanen noch entschiedener auftritt als in den späteren Übersetzungen. In fünf Abschnitten sollen die wichtigsten Aspekte des Sujets herausgearbeitet werden, indem die gesellschaftlich institutionalisierte Gestalt der Geschlechterverhältnisse als Protagonisten- und Nebenfiguren, ihre genealogische Funktion, ihre spezifischen Artikulationsformen als Liebe oder Buhlschaft und schließlich ihre Sonderformen und Auflösungserscheinungen, das experimentelle Spiel mit narrativen und ideologischen Normen thematisiert werden.

---

<sup>524</sup> Zur Verbindung von Chanson-de-geste-Stoff mit Abenteuer- und Liebesroman vgl. Röcke 1993, S. 80f. Die Modernität des Octavian-Romans ist allerdings auch in dieser Beziehung nicht überzubewerten; wie im folgenden zu zeigen ist, gibt es auch bei Elisabeth und somit bereits im 14. Jahrhundert Beziehungsentwürfe, die eine „Dialektik von innen und außen, Schein und Sein, Öffentlichkeit und Privatheit“ (S. 81) zulassen. Das generelle Problem ist eher, ob die Vorstellung einer ‚Reinform‘ Chanson de geste, die den ‚Misch‘formen des 15. oder 16. Jahrhunderts als Kontrastfolie entgegenzuhalten ist, noch eine sinnvolle Untersuchungsvoraussetzung abgeben kann, wenn von Anfang an mit einer Einflußnahme anderer Genres zu rechnen ist und sich die Chansons de geste im ständigen Kontakt zu anderen Genres entwickeln.

## 2.3.2.1 Herrscherehen

Alle Protagonisten in Elisabeths Prosen sind entweder wie der Titelheld des *Herpin* und Ludwig im *Loher und Maller* bereits verheiratet oder, was noch häufiger der Fall ist, ihre Verhelichung ist zentraler Gegenstand der Handlung. Letzteres betrifft Herpins Sohn Lewe und dessen Söhne, Huge Scheppele, Loher und Isenbart im *Loher und Maller* und König Karl in der *Sibille*. Wie bereits gezeigt,<sup>525</sup> heiraten die meisten Helden in die Sippe und die Herrschaft der Frau ein, die ihnen gegenüber zunächst einen überlegenen Status einnimmt.<sup>526</sup> In der Ehefrau, die in diesem Fall durch ihre Präsenz zumeist auch räumlich enger auf die gemeinsame Landesherrschaft bezogen ist als der Mann, verkörpert sich der Bezug des Helden auf Herrschaft und Land – ein wesentlicher Faktor heroischer Identitätskonstitution. In keinem Fall verläßt die Frau aus eigenem Willen ohne ihren Mann das Land, nur durch gewaltsame Entführung oder Vertreibung<sup>527</sup> wird sie aus der Herrschaft entfernt. Alle diese Herrschaftserbinnen beweisen bei der Auswahl und Gewinnung ihrer Ehemänner Souveränität, Unabhängigkeit, Durchsetzungsvermögen und taktische Klugheit. Nur in einem Fall, bei Karl und Sibille, wird eine Eheschließung durch Brautwerber und Brautvater vereinbart, ohne daß die Braut selber um ihr Einverständnis befragt wird.<sup>528</sup> Bei allen anderen Ehen ist es die Braut, die die Initiative ergreift und überwiegend ohne Beteiligung der männlichen Verwandten mit dem Mann ihrer Wahl eine Eheverabredung trifft. Das Einverständnis des Vaters wird gegebenenfalls noch eingeholt, zuweilen aber auch durch List erwirkt. So inszeniert Zormerin zunächst ein Turnier am Hof ihres Vaters König Orscher, um die überlegenen Waffenkünste ihres Auserwählten Loher gegenüber denen des väterlichen Favoriten Ott zu demonstrieren.<sup>529</sup> Nachdem sie schließlich von ihrem Vater Loher zur Ehe versprochen worden ist, arrangiert sie, um die Eheschließung zu beschleunigen, in ihrer Kammer ein intimes Rendezvous mit dem Geliebten, zu dem sie König Orscher und weitere Zeugen wie zufällig hinzukommen läßt.<sup>530</sup> Dem König bleibt zur

<sup>525</sup> Vgl. Kap. 2.2.2.

<sup>526</sup> Als Belege für diese noch im 14. Jahrhundert eher seltene literarische Konstellation führt Faber 1974, S. 87, nur *Huge Scheppele* und *Pontus und Sidonia* an.

<sup>527</sup> Sibille, Betrübne und die Gattin des Kaisers Octavian werden nach Hofintrigen vom Mann oder seinem Stellvertreter vertrieben; Huges Frau Marie und Florentine werden von den Widersachern ihrer Männer entführt, die sich mit dem Zugriff auf die Frau und ihre Söhne bzw. ihren schwangeren Leib den Zugriff auf das Land zu erleichtern meinen.

<sup>528</sup> Vgl. *Sibille*, S. 118f.

<sup>529</sup> Bl. 7<sup>va</sup>

<sup>530</sup> Bl. 21<sup>vb</sup>–22<sup>rb</sup>

Ehrenrettung seiner Tochter und Sippe keine Alternative als die schnellstmögliche Festlegung des Hochzeitstermins, nämlich auf den folgenden Tag. Bisweilen wird die Verbindung aber auch gegen den Willen des Vormundes geschlossen wie bei Gracien und Lewes Sohn Wilhelm, wo Gracien schließlich den in die Gefangenschaft ihres Vormundes geratenen Bräutigam befreit und ihm unter der Bedingung zur Flucht verhilft, daß er sie heiratet.<sup>531</sup> Selbst Oriande, die ihrem späteren Mann Marphone im Status allenfalls gleichrangig ist,<sup>532</sup> weiß mit taktischem Geschick eine situative Überlegenheit zu nutzen, um Marphone ein Eheversprechen abzunehmen.<sup>533</sup> Weder Marphones Verwandtschaft, darunter besonders Loher und Ludwig, noch gar ihre eigene, die mit der ihres Auserwählten tödlich verfeindet und aktuell im Kriegszustand liegt, wird befragt.

Obwohl hier Frauenfiguren einmächtig, selbst- und herrschaftsbewußt handeln, bleiben Weiblichkeit und Herrschaftsfähigkeit dennoch kaum vereinbare Eigenschaften; Landesherrschaft ohne einen männlichen Herrscher ist als defizitär imaginiert. Wie gut auch immer die abwesenden, indisponierten oder nicht vorhandenen Herren von Frauen vertreten werden, die weibliche Aktivität gilt doch vornehmlich der Auffindung und Bindung eines neuen Herrschers an den Hof. Politisches Handeln unverheirateter Frauen und Herrschaftserbinnen ist ausgerichtet auf die Auswahl und Etablierung des richtigen Thronfolgers, das der verheirateten Frauen reduziert sich auf Hilfeleistungen für den gefährdeten Gemahl.

Die in Elisabeths Romanen dominanten Eheschließungsschemata sind verwandt mit einem narrativen Schema des höfischen Romans, nach dem der ritterliche Held die ebenso schöne wie mächtige Landesherrin vor dem gewaltsamen Übergriff von Feinden rettet und mit Hand und Reich der Herrin belohnt wird.<sup>534</sup>

---

<sup>531</sup> Ohne für diese Erscheinung literarische Belege anzuführen, weist Schröter 1985, S. 51 f., auf einen Wandel in der Stellung des Brautvaters im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts hin, der seine zunehmende Schwächung zur Folge hat.

<sup>532</sup> Marphone ist der Enkel Kaiser Karls und König Orschers und selbst König von Konstantinopel, Oriande die Tochter des Königs Ansy von Spanien und Witwe Ottgers, des Bruders von Maller.

<sup>533</sup> Dazu muß sie ihn zunächst aus dem Bett der Rivalin holen und selber gefangen setzen (Bl. 105<sup>ra</sup>–105<sup>va</sup>). Den ersten Antrag hat Marphone ihr allerdings schon vorher gemacht (Bl. 101<sup>va</sup>).

<sup>534</sup> Eine instruktive, wenngleich nicht unproblematische Zusammenfassung durch U. Liebertz-Grün: „Die theologische Doktrin von der moralischen, geistigen und physischen Minderwertigkeit der Frau wird in den höfischen Romanen säkularisiert und in ein innerweltliches Erzählschema transformiert: Der edle Held rettet die edle, schöne, reiche, mächtige Landeserbin, die im geeigneten Moment so schwach ist,

In zwei Punkten stimmt dieses höfische Erzählschema allerdings nicht mit den hier vorgestellten Textbefunden überein: Die Landeserin ist selten so schwach, daß sie nicht noch einen Vater oder anderen Verwandten hätte, der die Ritterschaft zur Landesverteidigung mobilisieren kann, oder daß es nicht noch mindestens einen weiteren potentiellen „Retter“ und Bewerber um ihre Hand gäbe, der vom Helden erst einmal aus dem Feld geschlagen werden müßte. Darüber hinaus, was entscheidender ist, befindet sich der Held stets selbst in einer Lage, die seiner Herkunft und seinen Ambitionen nicht entspricht und die ihn selber ‚erlösungs‘bedürftig macht. Mit der Eheschließung jedoch wird eine umfassende männliche Verfügungsgewalt über Frau und Land etabliert, die dem Mann zwar das Privileg von Status und Vermögen einbringt, ihm aber keinerlei Fürsorgepflichten abverlangt, soweit nicht Schutz von Frau, Land und Herrschaft identisch sind. In der Ehe verlieren die Frauen ihren vormaligen Handlungsradius zugunsten einer vollkommenen Angewiesenheit auf den Mann. Ohne den häufigen feindlichen Attacken während der noch häufigeren Abwesenheiten der Männer Widerstand entgegenzusetzen, warten sie zumeist passiv auf deren Rückkehr und teilen so quasi das Schicksal des Landes. Als Florentines Burg Montlosen angegriffen wird, bleibt sie unter dem Schutz des von Lewe beauftragten Burggrafen Dietrich so lange dort, bis die Aufgabe der Burg unvermeidlich scheint und flieht dann. An ihrem neuen Aufenthaltsort, der heidnischen Stadt Pallery<sup>535</sup> auf Zypern, wartet sie mit ihrem Sohn Wilhelm auf Nachrichten von Lewe. Aus der Zerstörung des Landes und dem Verlust der Herrschaft resultiert auch die Trennung der Frau vom Land. Der Herzog von Calaber kann allerdings seine eigentliche Absicht, Land und Frau in Besitz zu nehmen, nicht ausführen, da die Besatzung der Burg auch noch nach der Einnahme der Stadt bis zuletzt Widerstand leistet und die Landesherrin nach ihrer Flucht unauffindbar ist. Die Wiedervereinigung

---

daß sie auf einen Erlöser angewiesen ist, der sie aus der Gewalt finsterner Feinde rettet und sich ihrer Person und ihres Reiches bemächtigt. Die implizite Frauenfeindlichkeit des Erzählschemas bleibt in der Regel in einer Hülle expliziten Frauenpreises verborgen.“ (Liebertz-Grün 1991, S. 176) Die von den späten Chansons umgesetzten Varianten des Handlungsschemata, denen gestalterische Momente wie der Frauenpreis fremd sind, verdeutlichen die Schwächen dieser Definition: Die Herrscherin ist auf männliche Waffenhilfe nicht wegen einer momentanen Hilflosigkeit angewiesen, sondern Frauen sind in der Logik von Kirche und Adel nicht wehr- und waffenfähig. Überdies wären frauenfeindliche von hierarchisierenden Positionszuweisungen zu unterscheiden.

<sup>535</sup> Später, in der Episode der Wiedervereinigung, wird die Stadt Affelern genannt. Im *Lion de Bourges* heißt sie dagegen durchgehend Pallerne (Palermo).

Lewes mit Frau und Sohn gelingt im Zuge der Belagerung ihres Zufluchtsortes, den er sich schließlich aneignen und dem Sohn Wilhelm als Erbe überlassen kann. Auch hier ist die Ineinsetzung von Frau und Land wieder evident: Nur wer im Besitz der Frau ist, verfügt auch über ihr Erbland und die Herrschaft.

Vergleichbar ist die Situation nach der Hochzeit für Marie, Königin von Frankreich. Sie wartet in Orléans auf die Rückkehr von Huges, der nach seinem Herrschaftsantritt als französischer König einen Umritt durch das Reich angetreten hat.<sup>536</sup> Das Herzogtum von Orléans, Huges erste bedeutende eigene Herrschaft, der von der Königin Weißblume ihm als Lohn für seine Waffentaten verliehene Geburtsort Maries, fungiert hier als Stammsitz, der durch seine Geschichte Huges Waffenruhm ebensogut wie die königliche Herkunft Maries zu verkörpern vermag.<sup>537</sup> Huges Feinden gelingt es, mit der Burg von Orléans auch die schwangere Königin und ihre Mutter in Besitz zu nehmen, und Huge verliert seine durch Kampfkraft und Ehe gewonnene Machtposition.

Nur im Ausnahmefall handeln die Ehefrauen selber und greifen zu einer List, um sich oder ihre Herrschaft für den Mann zu bewahren. So zeigt Lohers Ehefrau Zormerin größere Mobilität und Selbständigkeit als andere Herrscherinnen. Nach der Eheschließung verläßt sie mit Loher Konstantinopel und reist nach Frankreich, wo er Kaiser Karl aufsuchen will, um seinen Erbanspruch auf das französische Königtum zu erneuern. Auf dem Weg dorthin werden sie von Lohers Vetter Ott überfallen. Während Loher in dessen Gefangenschaft gerät, können Maller und Zormerin entkommen. Sie setzen ihre Reise nach Frankreich fort, um Ludwig, den Nachfolger des inzwischen verstorbenen Karl, um Hilfe für Loher zu bitten. Von diesem abgewiesen kehren sie nach Konstantinopel zurück, um dort ihr Hilfegesuch vorzutragen. Auch Zormerins Vater reagiert ablehnend; sie bleibt dennoch an seinem Hof, um das Ergebnis von Mallers Bemühungen bei seiner eigenen Familie abzuwarten. Ott erfährt von Zormerins Rückkehr an den väterlichen Hof und sucht sie auf, um bei ihrem Vater seine frühere Werbung zu wiederholen. Wiederum erhält er ein mit dem Erbe der Herrschaft verbundenes Eheversprechen, dessen Erfüllung Zormerin nur durch die listige Befreiung Lohers zu verhindern weiß. Doch wenn Zormerin andere Ehefrauen an Aktivität und Initiative übertrifft, ist auch bei ihr der Herrschaftsanspruch des Mannes unmittelbar an die Verfügungsgewalt über seine Frau geknüpft. Beides kann nur durch Kampf erobert und erhalten wer-

<sup>536</sup> Bl. 42<sup>vb</sup>

<sup>537</sup> Bl. 42<sup>vb</sup>, 16–23

den. Die Sippenbindung der Frau an das Land und ihre Stellung als Erbin ist für die Konstitution und Legitimation der gemeinsamen Herrschaft des Paares nach der Eheschließung an Bedeutung hinter die Kampfkraft des Mannes zurückgetreten. Das gemeinsame Leben der Ehepartner auf ihrem Stammsitz ist Ausnahmesituation und währt häufig nicht länger als wenige Wochen nach der Hochzeit. Weder in dieser Zeit noch während der Abwesenheit des Mannes greift die Frau in seine Aufgaben der Herrschaftsorganisation ein. Weder gemeinsame aktive Herrschaftsausübung noch weibliche Regentschaft während der Abwesenheit des Mannes knüpfen an die einstmals ausgeübte Souveränität der Frauen vor der Ehe an. Ehe und herrschaftspolitisches Handeln von Frauen, gleichgültig ob in An- oder Abwesenheit des Mannes, scheinen sich geradezu auszuschließen. Dies gilt sogar in einem Fall für die Mutter der Frau: König Ludwigs Frau Weißblume, die nach seinem Tod die Regentschaft über Frankreich führt, kann diese Machtposition auch nach der vorgeblichen Ermordung ihres Schwiegersohnes Hugu Scheppel nicht zurückerlangen und ist wie ihre Tochter Marie auf die Rückkehr Hugos angewiesen, um aus den Händen ihrer Feinde befreit zu werden. Während die Frau überwiegend auf ihre zumeist ererbte, seltener angeheiratete Herrschaft räumlich fixiert bleibt, definiert sich der Mann nicht ausschließlich über diese eine Landesherrschaft, sondern auch über weitere eroberte Länder oder über das Erbe seiner väterlichen Sippe wie Loher, Lewe oder Olbaum. Daß sich aus den Verpflichtungen gegenüber mehreren Landesherrschaften, der räumlichen Trennung von väterlicher Dynastie und eigener, mit der Ehefrau in ihrem Land gezeugter Nachkommenschaft Konflikte ergeben, erscheint als notwendige Folge des heroischen Expansionsdrangs. Die persönliche Durchsetzungsfähigkeit des Helden gegenüber möglichen Aggressoren, die seine körperliche Anwesenheit in (nur) einer seiner Landesherrschaften bedingt, ist paradoxerweise sowohl Voraussetzung für den Gewinn als auch Grund für den Verlust der Herrschaft. Der Held, der sich nur im Ausnahmefall alleine über die durch die Frau erworbene Herrschaft identifiziert, vollzieht einen permanenten Spagat zwischen der aus eigener Leistung erworbenen, an die Frau gebundenen und der väterlichen, genealogisch tradierten Herrschaft.<sup>538</sup>

Indem Elisabeths Helden mit den Ehefrauen zumeist auch neue Herrschaften gewinnen und Dynastien gründen, lösen sie sich tendenziell vom väterlichen Erbe und berufen sich so auf ihre individuelle Leistungsfähigkeit. Dennoch bleibt Traditionsbewußtsein auch für sie bestimmend, da die Zeu-

---

<sup>538</sup> Vgl. Kap. 2.2.1.

gung von Nachkommen, damit die Verlängerung der eigenen Macht in die Zukunft, wesentlich zur Installation von Herrschaft gehört. In der Perspektive der Nachkommen und darüberhinaus auch in der der spätmittelalterlichen Textrezipienten können die Helden somit als Dynastiegründer die heroischen Ursprünge des Geschlechts verkörpern. Anders ist das Verhältnis zu Dynastie und Landesherrschaft in späteren Chanson-de-geste-Versionen. Die Helden des *Morgant* (Rengnold, Ruolland und Ollyfier) mögen zwar verheiratet sein, haben jedoch durch ihre teils frei gewählte, teils erzwungene Abwesenheit von Herrschaft und Reich ihre Sippenbindung faktisch aufgegeben. Ihre Taten manifestieren sich nicht mehr im Gewinn neuer, eigener Landesherrschaften durch den Erwerb einer mächtigen Frau und Erbin, sondern nur noch in der Gunst der diversen befreiten, geretteten oder auf andere Weise in ihren Bann gezogenen Prinzessinnen. Die Liebe dieser Frauen, die stets Heidinnen sind, mündet zwar in einem Fall in die Geburt eines Bastardsohnes,<sup>539</sup> nie aber in die Ehe. Die Helden verharren in ewiger Juvenilität. Ihr eigentlicher Bezugspunkt ist Karl und die stete Konkurrenz mit dem intriganten Gannellon um seine kaiserliche Gunst. Dabei ist der aus Gannellons Verleumdungen resultierende Zwang, sich aus dem Reich zu entfernen, längst zu einer geradezu zwanghaften Abenteuer- und Reiselust mutiert, die die Aufrechterhaltung einer eigenen Herrschaft und Dynastie nicht mehr zulässt. Der Bezugslosigkeit zur eigenen Sippe, dem Fehlen einer eigenen Dynastie korrespondiert eine Art von Promiskuität im Umgang mit den heidnischen Prinzessinnen.

Neben der Gewinnung von Frauen und Landesherrschaften durch Eroberung oder Bewährung im Kampf gibt es als weiteres Modell auch Eheschlüsse, die der Absicherung der eigenen patrilinearen Dynastie dienen. So ist die Ehe zwischen Karl und Sibille eine politische, von der Staatsräson gebotene Vereinigung, die die beiden mächtigsten christlichen Herrscherdynastien aneinander bindet, wobei die Herkunft Sibilles als Tochter des Kaisers von Konstantinopel nur für ihre Ebenbürtigkeit eine Rolle spielt, nicht aber für ein zukünftig zu erwartendes Herrschaftserbe.

Doch diese Absicherung der väterlichen Herrschaft durch Eheschließung ist ein Einzelfall; für alle anderen Protagonisten Elisabeths aber ist die Gewinnung der Erbtöchter unabdingbare Voraussetzung zur Etablierung einer ihrer Geburt angemessenen, unabhängigen Existenzform. Das Leben im Dienst eines mächtigen Herren, von dem als Lohn Unterhalt, Ausstat-

---

<sup>539</sup> Meridianna läßt sich von Olliffier erst taufen, dann empfängt sie von ihm einen Sohn, der *als die kronicken sagen vast manlich ward* (S. 76, Z. 28–31).

tung mit einem Lehen und ggfs. einer mächtigen Erbin erwartet werden könnten, ist nicht mehr als eine Interimslösung auf diesem Weg; die Ehe mit der Erbtöchter hat als Versorgungsmöglichkeit, aber auch als Selbstdefinition und Identitätsbestätigung für die Helden der Vasallität bei weitem den Rang abgelaufen. Auch hier, im Bedeutungsverlust der Vasallität zugunsten der Ehe, ist ein Paradigmenwandel im Verlauf der Chanson-de-geste-Rezeption zu beobachten.<sup>540</sup>

### 2.3.2.2 Ehen von Gefolgsleuten und Nichtadligen

Eine andere Funktion haben die Ehen der Nebenfiguren. Zu differenzieren ist hier zwischen den Gefolgsleuten der Protagonisten einerseits und den bürgerlichen Helferfiguren andererseits. Die Ehen dienen bei den adligen Gefolgsleuten weder der Ausstattung des Gefolges mit Land noch der Gründung einer Genealogie. Die Kinderlosigkeit dieser Ehen scheint konzeptuell ebenso verankert zu sein wie ihre Losgelöstheit von mächtigen Dynastien und die Abwesenheit einer Landesherrschaft, auf die die Ehepartner unabhängig von der Unterstützung des Protagonisten selber Bezug nehmen könnten. Domestizierung durch Integration und Bindung durch Belohnung sind die wichtigsten Funktionen dieser Verbindungen.

Der narrative Schwerpunkt bei den Ehen der Protagonisten lag bei der Vorbereitung der Ehe: Kampfbewährung des Helden, Entscheidung der Braut für den richtigen Partner, Entstehung der Liebe, Durchsetzung der Eheschließung und Vollzug der Ehe trotz möglicher Widerstände nehmen mehr Raum in der Erzählung ein als das spätere Eheleben. Die Ehe beruht stets auf dem Konsens und überwiegend auf der freien Wahl beider Partner. Auch bei den Ehen der den Protagonisten zugeordneten Kampfhelfer, der Kammerjungfrauen und befreiten oder getauften Christen- und Heidenfürstinnen, spielt der Eheschließungsakt eine dominante Rolle. Die Funktion der Ehe bei den adligen Nebenfiguren nun scheint sich bereits in ihrer Schließung zu erschöpfen, da überwiegend weder von einem Eheleben noch von Nachkommen berichtet wird. Die Bindung des Gefolgsmannes an den Helden und seine kriegerischen Unternehmungen erlauben es ihm nicht, seßhaft zu werden und eine eigene Landesherrschaft zu verwalten. Die

---

<sup>540</sup> Entsprechend die Situation der Protagonisten in den anderen späten Chansons, die ihren Status über die außerhalb des Reichs eroberte Herrschaft definieren und allenfalls als Ausgangsbasis über eine ererbte Landesherrschaft verfügen – eine Lehnvergabe durch Karl als Belohnung für die Verteidigung des Reiches ist nicht mehr anzutreffen.

Ehen der Kampfhelden und verwandten Verbündeten, die von den Helden gestiftet werden, bezwecken zunächst die Verstärkung der Bindung an den Protagonisten, nicht aber deren Unabhängigkeit. Landesherrschaften oder dynastische Einbindungen sind dabei nicht im Spiel; die mit einer Ehefrau Begabten erlangen zumeist weder eine neue Möglichkeit zur ökonomischen Selbstständigkeit noch den Rückhalt einer mächtigen Sippe.

Um die Funktion und Spezifik der Verbündetenehen zu skizzieren, seien im folgenden drei dieser Verbindungen exemplarisch vorgestellt. Lohers Gefährte Maller wird auf das Betreiben Zormerins noch an ihrem Hochzeitstag mit ihrer Kammerjungfrau Scheydichen verbunden. Von einer Neigung der Partner füreinander ist weder zu diesem noch zu einem früheren Zeitpunkt die Rede. Der Aspekt der freien Wahl ist für diese Ehen ohne Bedeutung, während die Angemessenheit des Arrangements nach seiner Etablierung durchaus durch die Zuneigung beider bestätigt werden kann.<sup>541</sup> Die Bindung der Ehepartner an ihre jeweiligen Gefährten, Herren bzw. Herrinnen oder Verwandte wiegt dennoch schwerer als die der Partner untereinander. Da Maller bei jedem Kriegszug und jeder Reise Lohers als Begleiter dabei ist, kommt es nach der gleichzeitigen Hochzeit zu weiteren parallelen Begrüßungs- und Abschiedsszenarien, in denen für beide Paare die gleichen Affektformeln verwendet werden.<sup>542</sup> In dieser auffälligen Parallelführung der Ehebeziehungen drückt sich auch das besondere, intensive Freundschaftsverhältnis zum Protagonisten aus. Nicht zuletzt darin mag auch begründet liegen, daß nach Zormerins Tod von Scheydichen, die Maller von Konstantinopel zu sich nach Rom hatte kommen lassen,<sup>543</sup> so lange nicht mehr die Rede ist, bis schließlich ein Bote die Nachricht vom Tod Scheydichens zu Maller bringt.<sup>544</sup>

---

<sup>541</sup> Scheydichen freut sich über Mallers Rückkehr von einer Schlacht gegen die Heiden (Bl. 23<sup>va</sup>), Maller wünscht sich seine Frau zu sich, *Das ich mich mit ir recht wol ergetzet* (Bl. 30<sup>va</sup>), während sie Gefangene von Ott ist, und sie beklagt Mallers vermeintlichen Tod, denn *er was der getruweste man den man in keynen enden mochte funden han* (Bl. 38<sup>vb</sup>).

<sup>542</sup> Begrüßung der Männer durch die Frauen Bl. 48<sup>va</sup>; Verabschiedung bei ihrem Aufbruch nach Rom Bl. 50<sup>va</sup>. Die Wiedersehensfreude von Maller und Scheydichen wird allerdings zusätzlich mit komisch-burlesken Zügen ausgestattet, die sie im Vergleich zum Herrscherpaar quasi als Buffopaar erscheinen läßt.

<sup>543</sup> Bl. 56<sup>va</sup> und 57<sup>ra</sup>

<sup>544</sup> Bl. 84<sup>ra</sup>. Zuvor ist Maller mit Loher zweimal aus Rom abgereist und dazwischen einmal zurückgekehrt, ohne daß dies Anlaß zu einer der sonst im Standardrepertoire der Eheszenen so fest verankerten Trennungs- oder Wiedersehensszenen gewesen wäre.

Eine weitere Funktion der Verhelichung von Nebenfiguren tritt bei der Verheiratung der früheren Heidenprinzessin Synoglar mit dem Bastard von Kartagie zutage.<sup>545</sup> Beide sind zuvor als Störfaktoren für die gesellschaftliche Ordnung in Erscheinung getreten, auch wenn sie vorläufig in bestehende Geschlechts- und Herrschaftsordnungen integriert werden konnten. Und beide entstammen Verhältnissen, die sie besonders anfällig für Grenzüberschreitungen machen, da sie in der bestehenden Adelsgesellschaft keinen ihnen qua Geburt angestammten Platz einnehmen können. Synoglar hat ihren Glauben, ihren Vater und ihren Verlobten im Stich gelassen. Dietrich, der als Bastard aus der regulären dynastischen Folge ausgeschlossen ist, gehört zu Mallers Verwandtschaft<sup>546</sup> und ist in seinem Gefolge nach Konstantinopel gefahren, um dort für die Wiedereinsetzung Lohers in seine Rechte zu kämpfen. Auch er gefährdet durch einen aggressiven Akt (eine nur durch Lohers Eingreifen verhinderte Vergewaltigung, Bl. 45<sup>vb</sup>) seine Stellung im Verwandtschaftsverband. Mit der Verbindung beider soll ihr aggressives Potential und ihre normensprengende Triebhaftigkeit gebändigt werden, was jedoch letztlich nicht gelingt. Die Aggression der Partner richtet sich gegeneinander und kann, nicht ohne daß noch erheblicher Schaden angerichtet würde, schließlich nur durch die Auslöschung ihrer gesellschaftlichen Existenz ausgeschaltet werden.

Beide Ehestiftungszwecke, Domestizierung und persönliche Bindung an den Helden, verbinden sich im *Herpin* bei der Vergabe von Florentines Vertrauter Merge an Lewes Bastardsohn Gerhart. Merge, Florentine und ihr Sohn Wilhelm werden nach ihrer heimlichen Flucht aus der von Christen belagerten Stadt Affellern von Gerhart und Olbaum aufgegriffen. Während sich Gerhart sogleich Merges bemächtigt, droht der in Spanien längst verheiratete Olbaum seiner unerkannten Mutter an, sie nach ihrer Taufe und der Hinrichtung ihres Sohnes zu seiner Bettgenossin zu machen.<sup>547</sup> Andern tags wird nach dem Hinzukommen Lewes und einer tränenreichen Erkennens- und Vergebungsszene sogleich die Ehe Gerharts mit Merge beschlossen.<sup>548</sup> Quasi stellvertretend für den Halbbruder Olbaum, der in dieser Situation die eigentliche Bedrohung elementarer gesellschaftlicher Normen verkörpert und sich des Ehebruchs, des Brudermords und des Inzestes zu-

<sup>545</sup> Lediglich in einem knappen Halbsatz wird von der Eheschließung berichtet, ohne daß deutlich würde, wie die Betroffenen das Arrangement aufnehmen und auf wessen Initiative es getroffen wurde (Bl. 49<sup>rb</sup>).

<sup>546</sup> Er ist der Sohn König Ansys, des Schwiegervaters von Mallers Bruder Otger.

<sup>547</sup> S. 692

<sup>548</sup> S. 694

gleich schuldig zu machen im Begriff war, wird das aggressive Potential des Bastards Gerhart durch die Ehe für den Familienverband nutzbar gemacht. Die Konstitution des Verbandes wird durch diesen Akt vollendet.

Daß die Eheschließungen der Nebenfiguren mit Vorliebe zu Anlässen wie Hochzeiten oder Wiederbegegnungen lange vermißter Familienmitglieder vorgenommen werden und die Gefährten und Verbündeten so auch durch den Akt des öffentlichen Festes und die Anwesenheit der wichtigsten Verwandtschaftsangehörigen der Protagonisten in den Verwandtschaftsverband einbezogen werden, belegt nochmals die integrative Funktion dieser Verbindungen. Fast immer werden hier zwei Angehörige der Gefolgschaft des Helden miteinander verbunden, denen damit gleichzeitig die Perspektive einer möglichen Verselbständigung durch eine Eheschließung außerhalb des Gefolgschaftsverbandes genommen wird.

Als Ehen von besonderem Charakter werden die der Nichtadligen dargestellt, insbesondere die des Wirtes Dietrich im *Herpin*, die von Olbaums Ziehvater Ely, die des Wirtes Salomon im *Loher und Maller* und die des Bauern Warakir in der *Sibille*. Sie werden als Lebens-, vor allem aber als Wirtschaftsgemeinschaft entworfen. Warakir, der ärmste unter den nicht-adeligen Ehemännern,<sup>549</sup> verdient seinen Unterhalt mit Holz, das er im Wald sammelt und verkauft. Zwar verläßt er ohne Bedenken Frau und vier kleine Kinder, um die verbannte Königin zu begleiten. Vor dem Aufbruch bepackt er jedoch noch seinen Esel mit Holz und schickt ihn zu seiner Familie, um ihr nicht das wichtigste Subsistenzmittel zu entziehen. Kaum ist er nach vielen Jahren nach Frankreich zurückgekehrt, sucht er seine Familie wieder auf, die ohne ihn und seine Arbeitskraft in tiefe Armut gefallen ist. Seine Frau erweist sich als tugendhaft, da sie das Ansinnen des unerkannten, aber freigebigen Besuchers entrüstet zurückweist, die Nacht gegen Geld mit ihm zu verbringen und dem Andenken des tot geglaubten Mannes treu bleibt. Erst nach dieser Treueprobe gibt Warakir sich zu erkennen und überreicht ihr die Gaben der Königin.<sup>550</sup> Auch wenn sich die

<sup>549</sup> Warakir ist bei der ersten Begegnung mit Sibille in seiner ungestalten Häßlichkeit und seiner groben, von ständigen Flüchen durchsetzten Sprache als *gebure*, als Gegenbild des Adligen, typisiert (vgl. S. 130, Z. 16–18). Gleichwohl ist er klug und im Gegensatz zur Königin auch in einer verfahrenen Lage sofort fähig, Handlungsperspektiven zu entwickeln, wobei er Umsicht und Kenntnisse beweist: *Ffrouwe sprach der gebure/ju sollent numme alleyn riden/dan ich wil wybe vnd kinde lassen/vnd wil mit üch gene zü Constantinopel konnig Richart üwern vader süchen. Dem wollen wir clagen/von dem konnige von Franckrich/das er uch also versmehet hait. Verflücht were uwerm vader wo er vch nit an yme reche* (S. 131, Z. 5–9).

<sup>550</sup> S. 158, Z. 31 – S. 159, Z. 15

eheliche Treue als stärkeres Band denn die wirtschaftliche Abhängigkeit erweist, zeigt sich gerade in der Gegenüberstellung des zweckrationalen, aber unmoralischen Vorschlags Warakiens und der hoffnungslosen Treue der Frau zu dem abwesenden Mann die absolute ökonomische Angewiesenheit der Familie auf einen Beschützer und Ernährer: Die Treue zu dem seine Aufgaben nicht erfüllenden Familienvater bringt die Familie dem Hungertod nahe.

Huge Scheppels Verwandter, der Metzger Symont, Salomon<sup>551</sup> im *Loher und Maller*, der Wirt Dietrich und auch Clement im *Kaiser Octavian* verkörpern offensichtlich den gleichen Rollentypus. Alle diese Bürger nehmen die Helden der jeweiligen Chanson auf und beherbergen sie, und alle müssen feststellen, daß der statusgemäße Repräsentationsbedarf ihrer Gäste das um ein Vielfaches übersteigt, was ihnen selbst an Einkünften zur Verfügung steht. Bei Dietrich und in späteren Druckfassungen auch bei Symont<sup>552</sup> führt diese Erkenntnis zuweilen zu turbulenten Szenen mit den Ehefrauen, da die Gatten sich nur schwer über das angemessene Verhalten und die richtige Einschätzung des Gastes einigen können. So kommt es zwischen dem Wirt Dietrich und seiner Frau zu einer handfesten nächtlichen Auseinandersetzung, nachdem er auf ihren Rat für die Ausrichtung eines offenen Hofes im Auftrag Lewes mehr an Schulden aufgenommen hat, als er und alle seine Freunde besitzen. Nicht nur die Gäste, sondern auch Lewes ist nächtens mit unbekanntem Ziel verschwunden, was Dietrich veranlaßt, *seyner hausfrawen mer dann hundert strach* zu geben. In Erwartung des sicheren Untergangs *schlug er sein weip mit feüsten Vvnd*

<sup>551</sup> Ähnlich wie Clement lebt auch Salomon mit seiner Frau in vorbildlicher Einigkeit. Sie handelt in völliger Übereinstimmung mit seinen Vorstellungen, ohne daß es einer ausdrücklichen Verständigung bedarf. Vgl. z.B. Bl. 7<sup>rb</sup>. Das Handeln der Nichtadligen erscheint hier um so mehr durch die ökonomische Problematik determiniert, je bedeutungsloser ihre Rolle für das Gesamtgeschehen ist. Das einzige, was der Leser von Salomon und seiner Frau erfährt, ist, daß sie auch völlig mittellose Gäste bewirten und dazu bereit sind, Verluste zu machen, wenn sie mit diesen Gäste weltliche Ehre einlegen oder himmlischen Lohn (so bei der zweiten Einkehr Lohers bei ihnen in Pilgerverkleidung, Bl. 49<sup>vb</sup>) erlangen können. Profit kann in diesem Zusammenhang auch als ideeller Mehrwert aufgefaßt werden.

<sup>552</sup> Hugs *vetter* Simon erörtert erst in einer späteren Druckbearbeitung (Straßburg: Bartholomeus Grüninger 1537) seine wirtschaftlichen Bedenken gegen eine zu weitgehende Unterstützung Hugs in einem nächtlichen Gespräch mit seiner Frau. In den handschriftlichen und frühen Druckfassungen schickt er Huge bei dessen erstem Besuch in Paris ungesäumt mit 200 (Bl. 1<sup>vb</sup>, Z. 38f.) bzw. mit 300 Gulden versehen (S 1500, Bl. 4<sup>va</sup>) wieder auf Turnierfahrt, nachdem dieser seine Vorstellungen von einer ritterlichen Lebensweise vorgetragen hat.

*erwischet ein söle sich selbs zu henckenn* (S. 168). Es kommt jedoch ein Bote der Prinzessin, der die Übernahme sämtlicher Unkosten Lewes durch den königlichen Hof ankündigt, und die Versöhnung der Partner kann in Angriff genommen werden.<sup>553</sup> Die schwankhaften Züge dieser Episode resultieren nicht zuletzt aus den hierarchischen Konflikten, die sich ergeben, wenn die Frau aufgrund ihrer überlegenen Einschätzung der Situation einen Rat erteilt, der allerdings zunächst fast in den Ruin führt. Dietrichs Frau beurteilt Lewes zurecht als einen ehrenhaften, hochgeborenen und letztlich sich amortisierenden Gast. Als Dietrich jedoch die möglicherweise katastrophalen Folgen seiner Großzügigkeit vor Augen stehen, bestraft er zunächst die Frau für ihren scheinbar falschen Rat, von dem er sein Handeln hat bestimmen lassen, und bringt damit wenigstens die eheliche Hierarchie wieder in Ordnung. Der bevorstehende wirtschaftliche Ruin kann so gleichwohl nicht abgewendet werden. Die hier in komischer Übersteigerung dargestellte Überlegenheit des noch so törichten bürgerlichen Mannes, die sich als absolute und brutale körperliche Verfügungsgewalt über seine Frau ausdrückt, fungiert in diesen Texten<sup>554</sup> offensichtlich als sozial distinktives Merkmal einer nichtadligen Ehe. In der Verteilung der Geschlechterrollen in diesen Ehen sind Anweisungen der gängigen zeitgenössischen Ehelehren wiederzuerkennen. Die eheliche Hierarchie, begründet mit körperlicher Unterlegenheit, minderer Vernunft und ausgeprägter Triebhaftigkeit der Frau, verlangt nicht nur ihren weitgehenden Ausschluß aus der Öffentlichkeit, sondern auch die unangetastete Autorität des Mannes im Haus.<sup>555</sup> Die komische Konfrontation der faktischen Schwäche des Mannes mit einem opponierenden Rollenmuster ist auch Gegenstand vieler Mären und Schwankerzählungen, entfaltet jedoch seine Kontrastfunktion hier durch die Integration in einen größeren narrativen Kontext.<sup>556</sup>

Während in den früheren Chanson-Bearbeitungen (so in Elisabeths Übersetzungen) die ohnehin selten in Erscheinung tretenden nichtadeligen Ehen noch überwiegend Anlaß für herabsetzende Komik bieten, findet sich im

---

<sup>553</sup> S. 172

<sup>554</sup> Das gleiche Muster findet sich in den Mären allerdings auch mit adligem Personal besetzt.

<sup>555</sup> Vgl. z.B. Müller (Hrsg.) 1988, Bachorski (Hrsg.) 1991 und Wunder/Vanja (Hrsgg.) 1991.

<sup>556</sup> Die imaginären Bruchstellen der nichtadeligen Ehen, wie sie vor allem in der didaktischen Literatur und in Schwankerzählungen thematisiert werden, zentrieren sich um Ehebruch und ökonomische Krisen, werden aber häufig begleitet von Auseinandersetzungen und hier auch von Erzählerkommentaren, die die Hierarchie der Ehepartner zum Gegenstand haben.

*Oktavian* erstmals ein bürgerliches Eheidyll, dessen vollkommene Harmonie gerade an den neuralgischen Punkten der eheliche Treue, des ökonomisch richtigen Verhaltens und der hierarchischen Ordnung in auffälliger Weise hervorgehoben wird. Ohne weitere Fragen nimmt Clements Frau das Kind auf, das er von einer Pilgerreise mitbringt,<sup>557</sup> berät ihn bezüglich der Handwerke, die beide Söhne, der leibliche und der angenommene, erlernen sollen<sup>558</sup> und weiß klug die Wut des Mannes über Florents wiederholte Verschwendungsaktionen zu besänftigen.<sup>559</sup> Immer wieder werden Weisheit und Tugend der Frau hervorgehoben, wie sie vor allem in der Unterordnung unter den Mann zum Ausdruck kommen.<sup>560</sup> Die Entscheidungen des Mannes, selbst wenn es sich um die Aufnahme eines Kindes unbekannter Herkunft handelt, werden nicht in Frage gestellt, d.h. auch die unausgesprochene Möglichkeit eines Ehebruchs wird akzeptiert. Eigene Ratschläge werden nur begleitet von zahlreichen Demutsfloskeln formuliert. Schwankhafte Züge, wie sie die Auseinandersetzungen Dietrichs mit seiner Frau kennzeichnen, ermangeln der Darstellung dieses Eheidylls gänzlich, obwohl Clement nach außen, in der Konfrontation mit der Adelsgesellschaft am Königshof zur geradezu stereotypen Witzfigur wird. Als Gegenbild zu Clement und seiner Frau können der Hirt Ely und Beatrix gelten. Ely antizipiert bei der Auffindung Olbaums bereits die Konflikte, die sich bei der Aufnahme des Kindes in sein Haus ergeben könnten:

*Getorst ich nvn vor meynem weibe/so trug ich dich in mein hawse Nu ist sie als boß das ich ir nit woll getrawe Sie möcht von stündan gedencken du werest mein sone vnnd mocht mich dann zu male sere schelten (S. 416).*

<sup>557</sup> Bl. 11<sup>v</sup>

<sup>558</sup> Bl. 15<sup>v</sup>

<sup>559</sup> Bl. 18<sup>r</sup>, fälschlich mit der Blattzahl ix ausgezeichnet.

<sup>560</sup> *Clement saß vber dem disch bey seiner haußfrawen/welche frumm vnd gerecht war in allen dingen [...] Desgleichen weiß vnnd fürsichtig/darumb sie von allen burgern lieb gehabt wardt (Bl. 18<sup>r</sup>); Clementen haußfraw welch weyß und fürsichtig waß [...] (Bl. 18<sup>v</sup>).* Ihre Weisheit besteht darin, daß sie den rechten Rat in der rechten Form zu geben weiß, im Zweifelsfall aber ebenso zu schweigen oder den häuslichen Frieden aufrechtzuerhalten versteht. Ihr Eintreten für den Ziehsohn beruht nicht auf der Vermutung seiner hochadligen Herkunft, sondern auf der die Stellung ihres Mannes selbstbewußt einschätzenden Vermutung, daß Florent als Kind *etwan eines graßen herren inn Franckreich* (Bl. 11<sup>v</sup>) Clement zur Erziehung anvertraut worden wäre. Bald aber hat sie den Ziehsohn *so lieb wie iren eygnen sün* (Bl. 15<sup>v</sup>). Die soziale Einheit Familie wird hier über die ökonomische Determinierung hinaus als Gefühlsgemeinschaft konstituiert, deren Mitglieder über je rollenspezifische Formen von Liebe und Achtung miteinander verbunden sind.

Auch später kann nur Olbaums Eingreifen eine handfeste Auseinandersetzung verhindern, als Ely seine Frau, die für den Ziehsohn trotz seiner ruinösen Eskapaden eintritt, bestrafen will.<sup>561</sup>

Gewaltsame Auseinandersetzungen und vor allem die lächerliche Angst des Mannes vor einer Überlegenheit der Frau konstituieren somit einen Modus des Umgangs, der das spezifisch komische Potential dieser Ehen begründet. Nur in diesen Ehen wird das Problem der Geschlechterhierarchie, das stets in Zusammenhang mit wirtschaftlichen Krisen virulent wird, überhaupt thematisiert. Auch die adligen Protagonisten kennen wirtschaftliche Not, entwickeln aber andere Bewältigungsstrategien.<sup>562</sup> Nichtadlige Figuren wie der Wirt Dietrich und der Hirt Ely agieren ihre Not mit Aggressionen aus, die sich nicht gegen die adligen Verursacher des Schadens richten (können), sondern nur gegen die hierarchisch unterlegene Frau. In das Lachen der Rezipienten mischt sich das Vergnügen über die burlesken Prügel Szenen mit einer Schadenfreude, die die adligen Protagonisten von ihrer Misere entlastet sieht.

### 2.3.2.3 Mutterschaft/Vaterschaft

Die männliche Fähigkeit zur Vaterschaft steht ebenso wie die erotische Attraktivität in unmittelbarem Zusammenhang zu Machtausübung und Herrschaftsfähigkeit. Das Heldenbild dieser Texte ist wesentlich geprägt von genealogischen Komponenten; alle Helden werden als Teil einer genealogischen Reihe oder als Genealogiegründer dargestellt. Wie zu zeigen sein wird, läßt sich die Herrschaftsfähigkeit der Helden immer auch an ihrer Fähigkeit ablesen, Söhne und damit dynastische Kontinuität zu erzeugen. Auch ihre phänomenale Attraktivität für das andere Geschlecht gewinnt in diesem Zusammenhang ihren Sinn – begehrenswert sind die Helden als Ehemänner und zukünftige Herrscher, und Kampfkraft und Zeugungsfähigkeit werden um so wichtigere Qualitäten, als die meisten Helden Erbtöchter und ihre Herrschaften für sich gewinnen können und als von außen kommende, fremde Helden einen dynastischen Neuansatz initiieren können und müssen. Elternschaft ist somit ein wichtiger Aspekt in den Geschlechterbeziehungen dieser Texte und erst sie indiziert das Gelingen einer Ehe.

Gerade die problematischsten Helden Lewe und Hüge Scheppel, deren Stammbaum entweder unbekannt oder sogar halb bürgerlich ist, zeugen bei Buhlschaften noch in frühester Jugend jeweils zehn Bastardsöhne. Lewe

<sup>561</sup> S. 650

<sup>562</sup> Vgl. zur Komik Kap. 4 dieser Arbeit.

gelingt es darüber hinaus, unmittelbar vor seiner Eheschließung die Schwester des Herzogs von Calaber mit einem weiteren außerehelichen Sohn zu schwängern, der später zu einem festen Verbündeten und wichtigen Helfer avanciert. Auf außergewöhnliche Weise wird die doppelte Konnotation männlicher Herrschaftsfähigkeit durch erotische Attraktivität und Zeugungsfähigkeit bei Loher verdeutlicht. Der Leser erfährt zwar nicht von vorehelich gezeugten Bastardkindern Lohers, er wird jedoch von den französischen Fürsten immer wieder der Unzucht mit ihren Frauen und Töchtern bezichtigt. Die Kastration, die sie schließlich an ihm vollziehen lassen, wird von ihnen stets zweifach, nämlich in Kategorien der persönlichen Ehre und der Reichspolitik begründet: Zum einen wird mit ihr die Schmach der Fürsten gerächt, zum anderen soll sie Loher daran hindern, erneut zu heiraten und Söhne zu zeugen, die seine Kaiserkrone erben und damit die Trennung von römischem Kaisertum und französischem Königtum festigen könnten. Diese logisch in keiner Verbindung stehenden Argumente werden als Legitimation der Kastration amalgamiert und lassen sexuelle Potenz in der Perspektive der um ihre Machtstellung bangenden Reichsfürsten als bedrohliche Erscheinungsform eines sich absolut setzenden Herrschaftswillens erscheinen, bedroht sie doch ihr Arrangement mit der schwachen Zentralgewalt Ludwig und zementiert die Delegation eines Teils der Zentralgewalt an den wesentlich durchsetzungsfähigeren Loher. Daß dieser es sich nicht nehmen läßt, seine Vormachtstellung durch den selbstherrlichen Zugriff auf die Frauen, damit auch auf die Genealogie der Reichsfürsten durchzusetzen, kann nur als brutaler Akt herrscherlicher Machtanmaßung wahrgenommen werden.

Alle Protagonisten Elisabeths zeugen zumindest einen ehelichen Sohn, an den sie ihre Herrschaft übertragen können. Einzige Ausnahme ist Ludwig, der mit seiner Frau Weißblume nur eine Tochter hat. Ludwigs Ehe ist allerdings auch als einzige Protagonistenehe nicht das Resultat männlicher Macht oder des Erweises von Kampfkraft und Herrschaftsfähigkeit, sondern im Gegenteil Konsequenz seiner Schwäche und fehlenden Wahlfreiheit. Die Ehe mit Weißblume, der Schwester seines stärksten Vasallen Wilhelm von Dorensye<sup>563</sup>, ist Bedingung für dessen Einsatz zugunsten des Karlserben bei seiner umstrittenen Thronbesteigung und befestigt die Bindung von Herr und Vasall.<sup>564</sup>

<sup>563</sup> Bl. 26<sup>vb</sup>. Gemeint ist Guillaume d'Orange; der Erzähler referiert hier im Rückblick die aus der Chanson *Le couronnement de Louis* bekannte Episode der Thronbesteigung Ludwigs.

<sup>564</sup> Eine andere, meiner Argumentation aber nicht widersprechende Version der

Bei den Helden entsprechen sich Kampfkraft und Zeugungsfähigkeit; die Quantität der gezeugten Söhne – und nur von solchen ist die Rede, fast nie von Töchtern – ist von ähnlicher Opulenz wie die der besiegten Feinde. Das gilt zumindest für Hüge Scheffel und Lewe, die beide als Begründer einer neuen Dynastie hervortreten. Aber auch die anderen Helden, Karl, Loher, Herpin oder Olbaum, zeugen wenigstens den einen legitimen Sohn, der die Dynastie fortsetzt. Erst die Söhne der Helden bleiben mitunter ohne Nachkommen. So erfahren wir weder bei Lohers Sohn Marphone, der vor seiner Hochzeit mit Oriande immerhin noch eine Nacht mit der heidnischen Prinzessin Synoglar verbringt, noch bei Lewes Sohn Wilhelm und seiner Frau Gracien von Kindern. Ausnahmslos ohne Nachkommen bleiben die Bastarde. Hugés überlebende sechs Bastardsöhne erhalten von ihm Städte und Schlösser, ohne daß Ehefrauen erwähnt würden.<sup>565</sup> Gerharts Frau Merge stirbt kinderlos; das Schicksal der zehn Bastarde, die Lewe in seiner Jugend gezeugt hat, verschweigt der Erzähler, und selbst der Bastard des Königs Ansy im *Loher* verliert seine Frau Synoglar, ohne daß sie ihm zuvor Kinder geboren hätte.

Zeugungsfähigkeit und Söhne sind offenbar nur in ihrer Funktion für den Herrschaftserhalt der Zentralgewalt von Bedeutung; Vaterschaft ist integraler Bestandteil der Herrschaftsausübung. Die Entstehung von Nebenlinien durch außereheliche Kinder wird unterdrückt. Weder erzieherische noch auch nur schützende Funktionen von Vätern gegenüber unmündigen Kindern werden thematisiert. Begegnungen von Vätern und Söhnen finden überwiegend zum Zwecke der gegenseitig geleisteten Kampfhilfe, der Anerkennung der Legitimität der Söhne und der Erbregelung statt.

Nur die Mütter leben zeitweilig mit ihren Söhnen zusammen, solange diese noch unmündig sind. Einer Erwähnung wert ist dies jedoch nur, wenn das Zusammensein unter außergewöhnlichen Umständen stattfindet, zu meist, wenn Mütter und Kinder verbannt oder vertrieben sind und eine standesgemäße Erziehung in Frage steht. Als Erziehende treten die Mütter jedoch nie in Erscheinung. Die Qualitäten von Mutter und Sohn entsprechen den jeweiligen Geschlechterrollen und sind nicht funktional aufeinander bezogen: Dem Sohn gelingt es, zu auffälliger Schönheit und Stärke

---

Eheverabredung bietet die *Sibille* (S. 156, Z. 16–24). Ludwig ist soeben mit seiner Mutter und der Heeresmacht seines Großvaters aus dem Exil zurückgekehrt, um die Rehabilitierung seiner Mutter zu erreichen. Er trifft auf Emmerich von Nerbon, der ihm sogleich huldigt und, um die Versöhnung zu besiegeln, seine Tochter Weißblume zur Ehe anbietet.

<sup>565</sup> Bl. 56<sup>v</sup>

heranzuwachsen und auch ohne ritterliche Ausbildung zu einem hervorragenden Kämpfer zu werden, die Mutter bleibt in allem Leid geduldig, demütig, keusch und tugendhaft. Auch wenn die affektive Bindung der Mütter an die Kinder ausgeprägter als die der Väter ist,<sup>566</sup> bleibt die wichtigste Leistung der Mütter wie auch die der Väter die Produktion der Nachfolger. Helden werden sie durch die Teilhabe am Blut der vornehmen Sippe, nicht durch Erziehung. Weibliche Gebärfähigkeit ist, anders als männliche Zeugungsfähigkeit, nicht Ausweis besonderer Herrschaftsqualitäten und keine sozial distinktive Eigenschaft. Kaum eine adlige Frau gebiert mehr als einmal, was für die Ehefrauen ebenso wie für die Buhlschaften gilt.<sup>567</sup> Dies sichert eine gerade, einlinige Genealogie und zeigt noch einmal, worauf es bei der Elternschaft ankommt: auf das Hervorbringen eines Erben, der nach dem Bild des Vaters dessen Herrschaftsfunktionen fortführen kann.

#### 2.3.2.4 Artikulationsformen von Liebe und Sexualität: Blicke und Buhlschaften

Die dynastische Funktion der Ehen, die ausschlaggebend für die Partnerwahl und entscheidend für die Erfüllung des Ehezwecks ist, gibt noch keinen Aufschluß über die Formen, in denen die Annäherung und Kommunikation der Geschlechter inszeniert werden. Auch wenn die dynastischen Interessen gerade von den Frauen unverhohlen ausgesprochen werden, ist die erotische Attraktivität der Partner füreinander doch bevorzugte Artikulationsform und Verständigungsbasis der Beziehung.

Die Liebe der Protagonisten beginnt zumeist mit dem ersten Blick. Daß beide einander just in dem Moment begegnen, in dem sie auf die Unterstützung des anderen angewiesen sind, daß sie also von der Handlung für-

<sup>566</sup> Dies zeigt sich besonders deutlich an den unterschiedlichen Reaktionen der Mütter und Väter in den Episoden, in denen verloren geglaubte oder lange nicht gesehene Söhne ihren Eltern begegnen, ohne sich gleich zu erkennen zu geben. So ahnt die Herzogin Adelhait gleich bei Lewes erstem Auftritt im Turnier zu Toledo, daß sie ihren Sohn vor sich hat (S. 535) und erkennt die Ähnlichkeit mit ihrem Mann (S. 545 und 546), während dieser so lange mißtrauisch bleibt, bis Lewe Beweise für seine Herkunft erbringen kann. Auch Mallers Mutter Rosemonde *gewan/ In gar liep In yrme hertzen* (Bl. 35<sup>va</sup>), als sie Maller erstmals nach langer Zeit in einem Turnier widersieht, ohne ihn zu erkennen. Von seinem Vater dagegen werden keine vergleichbaren Gefühlsregungen berichtet.

<sup>567</sup> Ausnahme ist die Königin Marie, die *vil kinder* mit Huce bekommt (Bl. 56<sup>v</sup>), dies allerdings erst, nachdem die eigentliche Romanhandlung abgeschlossen ist. Der Leser erfährt nicht einmal mehr, um wieviele Kinder und wieviele Jungen und Mädchen es sich handelt.

einander disponiert sind, wurde bereits dargelegt. An dieser Stelle soll es noch einmal darum gehen, die Formen der Annäherung und die Bedeutung der Gefühls- oder Affektäußerungen für die Entstehung der Geschlechtergemeinschaft, zumeist der Ehe, zu untersuchen. In der Phase der Werbung eines oder beider Partner um den anderen gilt es noch unterschiedlichste Widerstände zu überwinden, und der Ausgang der Werbung ist durchaus offen. Der oder die Werbende muß oder müssen Konkurrenten aus dem Feld schlagen, unwillige Väter oder andere Verwandte überzeugen oder sich ihrem Einfluß entziehen und in einigen Fällen das Begehren oder die Gegenliebe des widerstrebenden Partners erst wecken. Durch das offensichtliche Interesse, das der Erzähler dieser Werbungsphase zumißt, wird die Möglichkeit eröffnet, die Manifestierung der Beziehung in der feudalen Institution der Ehe hinauszuzögern und der Werbungshandlung auch die Dimension eines ‚inneren‘ Geschehens, einer Dynamik von Gefühl und Gegengefühl, Affekt und Aktion zu verleihen. Je länger der Weg zwischen Entstehen des Begehrens und Ehevollzug, desto eher müssen auch auf sprachlicher Ebene Mittel gefunden werden, Liebe oder Begehren in der Erinnerung präsent zu halten und gegenüber der begehrten Person oder anderen zu artikulieren. Je schwerer es wird, dem Begehren unmittelbare Erfüllung durch eine zielgerichtete Aktion zu verschaffen, desto eher kann potentieller Raum für ein auf die Ebene der Affekte und ihrer Reflexion verschobenes Geschehen eröffnet werden.

Die Suche nach solchen Affektäußerungen bestätigt allerdings überwiegend, was bereits Liebe festgestellt hat:

Von den ausdrucksvolleren Formeln werden von den chansons bei weitem am häufigsten solche verwendet, die auf die körperlich bemerkbare Wirkung der Affekte gehen und Höchstgrade der Lust oder Unlust bezeichnen: Farbenwechsel, Blutwallung u.ä. Elisabeth hat zur Wiedergabe dieser mannigfach variierenden Wendungen eine einzige weniger variantenreiche Formel ausgebildet, die in allen vier Romanen zahlreich auftritt und als eine besondere Eigenheit ihres Stils angesprochen werden darf.<sup>568</sup>

Angesichts der Handlungsdominanz einerseits und der großen Stereotypie und minimalen Variabilität von Affektäußerungen andererseits, die sich nahezu ausschließlich auf der Körperoberfläche bzw. als Gesten und andere Handlungen manifestieren, ist in der Tat noch eine große Ferne zur Innerlichkeit und Gefühlskultur anderer zeitgenössischer Erscheinungsformen des frühneuzeitlichen Abenteuer- und Liebesromans<sup>569</sup> zu konstatieren.

<sup>568</sup> Liebe 1920, S. 233. Vgl. auch S. 233–238.

<sup>569</sup> Röcke 1984, S. 395, definiert diese nach ihrem dominanten Handlungsschema

Dennoch erlauben die komplexeren Annäherungsvorgänge und die große Bedeutung der Ehe mit der Herrschaftserbin für Held und Narration eine Differenzierung der ‚Liebe‘verhältnisse je nach Annäherungsphase und Status der Beteiligten, wie auch schon die Untersuchung der unterschiedlichen Ehen gezeigt hat. Die für den Liebesdiskurs dieser Texte signifikantesten Phasen der Annäherung sollen im folgenden kurz skizziert und in ihrer Besonderheit dargestellt werden, um ein möglicherweise gattungsspezifisches Modell der Artikulationsformen von Geschlechterbeziehungen entwickeln zu können, das ihnen den eigenen Standort zwischen Liebesroman und Heroik zuweist.

Blicke, vor allem der erste Blick, spielen im Verlauf der Begegnungen zwischen den zukünftigen Partnern eine entscheidende Rolle. Ihre Funktion macht auf Besonderheiten in der Verteilung der Geschlechterrollen aufmerksam, wie sie für das Brautwerbungsthema in Elisabeths Prosaaufösungen bezeichnend sind und sehr variantenreich realisiert werden.

Bei Lewe und Florentine löst der erste gegenseitige Anblick gleichermaßen den Liebesaffekt aus,<sup>570</sup> und beide reflektieren sogleich die Hürden, die vor einer Erfüllung des (Ehe-)Begehrens zu überwinden sind. Der Wunsch nach unmittelbarem Zugriff auf das Objekt des Begehrens tritt hinter Überlegungen über die Statthaftigkeit bzw. über die faktischen Aussichten des Begehrens auf Erfüllung zurück. Das Begehren richtet sich bei beiden auf die Ehe, nicht primär auf sexuelle Erfüllung. Der ständisch überlegenen Frau wird dabei der aktivere, der maßgebliche Part zugeschrieben.

---

als Texte, „die auf eine höchst variable Art und Weise von Liebesglück und Liebesleid erzählen, von Trennung und Wiedervereinigung der Liebenden, ihrer Suche nach dem oder der Geliebten und ihrer immer weitergehenden Verstrickung in Wunder und Abenteuer“. In dieses Korpus lassen sich die späten Chansons bei oberflächlicher Betrachtung integrieren, wie Röcke dies mit den *Heymonskindern* (in der Bearbeitung von van der Aelst, 1604) in der Tat versucht. Weder „thematische Struktur“ noch „Figurenensemble“ (S. 396) weichen von den bei Röcke zusammengefaßten, ausgesprochen heterogenen Texten wesentlich ab. Auch wenn das Erzählschema „Liebe – Trennung – Vereinigung“ wie im „empfindsamen Minneroman“ (S. 419) in vielfältiger Wiederholung und Varianz verwirklicht wird, ist die Welt des nuancierten Gefühlskults und der Empfindsamkeit jedoch für die Helden Elisabeths fremder als die entlegensten exotischen Länder der Heiden.

<sup>570</sup> Vgl. S. 152–155. Schon unmittelbar vor der ersten Begegnung unterstreicht ein kurzer Erzählerkommentar die Bedeutung des Sehens für die Entstehung von Liebe und antizipiert die Wirkung des Anblicks von Florentines Schönheit auf Lewes Turnierleistungen: *Es was ny kein man auf erdtrich wann Er die iūcfrawe sach Er wurde von Jrer lieb entzundet [...] Wañ Lewe würt die iūcfrawen ansehen/er liesse sich zu tode schlafen Ee vnnd er von dem torner wiche* (S. 150).

Sie zeichnet Lewes Schönheit mit dem Rosenkranz aus und äußert somit das erste Zeichen der Zuneigung. Sie wagt später die Inszenierung der heimlichen Begegnung, einer Standardsituation der Brautwerbung. Michael Schröter weist in seiner soziologischen Untersuchung des „erotischen Blicks“ in der Epik des 13. Jahrhunderts darauf hin, daß weder der isolierte Blick einer Frau ohne den korrespondierenden des Mannes noch sexuelles Begehren der Frau als spontane Reaktion auf den Anblick des Mannes geschildert werden.<sup>571</sup> Die Akzentuierung des physischen Triebs, bei Florentines ersten Blicken noch nur als Andeutung zu vermuten,<sup>572</sup> geschieht in analogen Episoden häufig:<sup>573</sup> Flories Liebe zur verkleideten Herzogin und ihr promptes Begehren werden durch den Anblick des vermeintlichen Küchenjungen in der königlichen Rüstung ihres Vaters entzündet,<sup>574</sup> nachdem sie ihn zuvor *vmb ired schonen antlitz willen* (S. 64) bereits mit der Rüstung ausgestattet hat. Ihre Verliebtheit äußert sich spontan als Lust, als physischer Affekt sexuellen Begehrens. Bei Synoglar löst der Anblick Marphones augenblickliches Liebesund Ehebegehren aus:

*Synoglar sach Marphone alles an/Sye bedüchte das sye alle ir tage nye hübscher mensch gesehen hette. Sye gedachte Ach du lieber bule/Were der bastart myn huswirt tot vnd hette ich dich zu der E So künde myr nit lieber geschehen* (Bl. 101<sup>va</sup>).

Während ihre frühere Liebe zu Loher ebenso wie Clarisses Liebe zu Lewe durch Berichte über deren Schönheit und Tapferkeit hervorgerufen wurde, ohne daß dem eine Begegnung vorausging, gibt der öffentliche Preis Olbaums der Königstochter Galien erst Anlaß, Blicke zu werfen:

*Als die hort das man Olbaumen so sere Rumte da begunde sie yn anzusehen vnnnd sprach [...] Dj fraw mag woll selig sein die yn zu eynem man soll han* (S. 655).

<sup>571</sup> Schröter 1987, S. 472

<sup>572</sup> Am Ende der ersten Begegnung der Protagonisten steht die Verbindung von Blick, Liebe und Natur: *Da florentin den schonen lewen ansach die liebe schosse ire in ir hertz Darzu sie auch genaturt was* (S. 154). Daß hier auch sexuelles Begehren konnotiert sein kann, legt die Verwendung des Naturbegriffs bei Elisabeth im *Huge Scheppel* (Bl. 29<sup>vb</sup>, Z. 5.) nahe. Vgl. zur sexuellen Bedeutung des Begriffs auch Grimm, Bd. 7, 1889, Sp. 436.

<sup>573</sup> Vgl. auch Kap. 2.2.2 dieser Arbeit.

<sup>574</sup> *Sie sahen die Edele hertzogin alle an So mir machon Sprach florie Er hat ein wolgestalten leip vnnnd gedacht heimlichen in Jrem synne Ich sol yn in mein kammer furen vnnnd meinen willen mit Im treiben kan ich es gefugen Er muß mein bule sein*, S. 65.

Die Heidenprinzessin Floripes im *Fierrabras* verfällt in Liebe zu Gui von Burgundie, nachdem sie ihn den berühmtesten heidnischen Kämpfer hat besiegen sehen.<sup>575</sup> Häufig unterbleibt jede visuelle Aktivität des Mannes, wie übrigens auch häufiger die Fernliebe der Frauen durch den Schönheits- und Tapferkeitspreis eines Helden geweckt wird als die der Männer, und allein der Frau werden sowohl das (Ehe- und Trieb-)Begehren als auch die zu seiner Umsetzung nötigen Initiativen zugeschrieben. In soziologischer Perspektive wäre eine fortgeschrittene Stufe des Zivilisationsprozesses zu vermuten, in der die kriegerische Funktion der Adligen und damit auch die Gewaltbereitschaft soweit zurückgedrängt ist, daß der verlängerte Abstand zwischen Affekt und motorischer Umsetzung des Begehrens den Verzicht auf die Aktion ermöglicht, bis schließlich weibliche Schönheit den spontanen Wunsch nach Aneignung der Frau und ihres überlegenen Standes gar nicht mehr auslöst. Die Abwesenheit des männlichen Begehrens bzw. des Aneignungswunsches würde dann den Blick auf eine weibliche Triebreaktion erst frei machen, ein solcher Aneignungswunsch seitens der Frau wäre dadurch allererst denkbar geworden. Historische Voraussetzung ist hierfür eine soweit befriedete Hofgesellschaft, daß der überlegenen Stellung der Frau vom unterlegenen Mann weder Waffengewalt noch Körperkraft entgegengesetzt werden kann. Im Hinblick darauf, daß es sich hier um literarische Entwürfe von Geschlechterbeziehungen handelt, ist jedoch eher von einer Inversion tradierter Modelle zu sprechen.<sup>576</sup> Die hierarchische Distanz zwischen Mann und Frau ist verkehrt zugunsten der Frau, so daß jede fügliche Annäherung nur von ihr ausgehen kann.<sup>577</sup> Die Frauen planen,

<sup>575</sup> S. 55

<sup>576</sup> Entwickelt hat sich das Rollenmodell der aktiven, liebenden Frau möglicherweise aus einer Vermischung von älteren, gattungsspezifischen Rollenprägungen, wie sie Suard 1993, S. 45f., beschreibt. Bereits für die *Chanson de Roland* und die *Chanson de Guillaume* macht er eine außergewöhnliche Bedeutung einzelner Frauenfiguren aus, um dann in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Entstehung eines Rollentypus der verliebten Heidin zu konstatieren, welcher „montre que le héros épique est aussi apte à séduire qu’à combattre“ (ebd.). Allerdings: „Le texte épique hésite en effet à soumettre son héros au pouvoir de l’amour; il préfère accorder l’initiative à une femme, sarrasine par surcroît, qui saura incarner le désir amoureux“ (S. 46). Der Part der christlichen Königstöchter in den hier untersuchten Spätfassungen schließt sowohl die Formulierung der epischen Normen heroischer Bewährung als auch die tatkräftig umgesetzte Verliebtheit in den Helden ein, die jetzt nicht mehr durch das Heidentum verfremdet und diskriminiert werden muß.

<sup>577</sup> Mit dieser Konstellation der Geschlechterverhältnisse beziehen sich die Spätversionen der *Chansons de geste* eher auf die eigene Gattungstradition als auf den höfischen Roman, wo die Grundkonstellation Landesherrin – landloser Held eben-

initiiieren und bewerkstelligen die Verbindung, sie verhelfen dem Helden erst zu einer angemessenen Ausstattung und zur Repräsentationsfähigkeit, die seine faktische Ebenbürtigkeit für die Öffentlichkeit anschaulich machen, erst durch ihren Blick wird er zu einem sehenswerten Bewerber um ihre Hand. Wenn in den von Schröter herangezogenen Texten im begehrenden Blick des Mannes „mehr oder minder manifest Sexual- und Karriere-wünsche zusammen(fließen)“,<sup>578</sup> löst der Anblick des Mannes bei der Frau den Wunsch nach der Aneignung des gleichermaßen erotisch attraktiven, Zeugungsfähigkeit und Kampfkraft verheißenden Körpers des Mannes aus, wobei ebenso wie beim Mann das Verlangen nach einer gesicherten Herrschaft untrennbar mit dem erotischen Verlangen verbunden ist.<sup>579</sup> Der Paradigmenwandel, den die große Bedeutung des aktiven weiblichen Blicks markiert, läßt sich in Abwandlung von Schröders Schlagwort „die Schönste liebt den Stärksten“<sup>580</sup> auf die neue Formel bringen: „Die Schönste liebt den Schönsten“. Auch wenn Schönheit nach wie vor vorrangig Adelsausweis ist und auch wenn der Heroe mehr denn je durch heldisches Haudegenium seine Meriten verdient, kommt daneben jedoch eine spezifisch weibliche Perspektive zur Geltung, in der Heldentum in männliche Schönheit gerinnt.<sup>581</sup>

Nach den ersten Blicken, die den Affekt als Ehe- und oder Triebbegehren konstituieren, gehört in das Standardrepertoire der Eheanbahnung auch das Moment der heimlichen Begegnung: Die Liebe wird hier in gewissem Sinne individualisiert, indem Aktivität, Selbstbestimmung und Eigenmächtigkeit der Liebenden, besonders aber wiederum der Frau, betont werden. Ihr als der ständisch Überlegenen steht es zu, den Mann zu wählen, und sie

---

falls bekannt ist. Das ist aus den Themenvarianten zu schließen, in denen die Überlegenheit der begehrenden Frau als problematisch zur Geltung gebracht wird (im Verhältnis Lewe/Clarisse und Marphone/Synoglar).

<sup>578</sup> Schröter 1987, S. 470

<sup>579</sup> Vgl. Grenzler 1992, zusammenfassend S. 563 f.

<sup>580</sup> Schröder 1977, S. 334. Was hier für den *König Rother* gesagt wird, läßt sich im Prinzip auf das Heldenpersonal fast der gesamten zeitgenössischen Epik ausweiten.

<sup>581</sup> So geht dem Turnier um die Hand Florentines eine Art Schönheitskonkurrenz voraus; alle beteiligten Ritter paradieren am Vorabend vor Florentine und ihren Jungfrauen, die die Jury für die Auswahl des Bewerbers bilden. Florentine ist überwältigt vom Anblick Lewes: *Der ist der schönst den ich noch nye gesach Ich gesach noch nye so eynen schönen man [...] Wer er als küene als er schön ist Mich bedunckt ich wolt kainen dan yn* (S. 153). *Got wolle ym kunhait vnnnd stercke gebenn das er in dem torner den preyß gewynne So werden wir zwai zu mal schon lewte Dann er ist schon Als bin ich auch* (S. 154). Schönheit tritt hier mindest gleichrangig neben Tapferkeit als Kriterium für die Angemessenheit des Werbers.

überprüft in dem von der Hoföffentlichkeit abgetrennten Bereich, meist ihrer Kammer, die Qualifikation des auf den ersten Blick geeigneten Mannes. Diese Prüfung in der Abgeschiedenheit und in Abwesenheit der maßgeblichen feudalen Entscheidungsinstanzen, zumeist des Brautvaters und des Hofrats, impliziert auch die erotische Annäherung, die so tendenziell von höfisch-rechtlichen Konnotationen isoliert wird. Der Konsens der Liebenden wird zumindest temporär vom Konsens der Sippen und der feudalen Gesellschaft gelöst. Ausschlaggebend für die Wahl der Frau sind neben der Kampfkraft Schönheit und höfische Gesinnung des Mannes, beides erotisch besetzter Ausdruck seiner Herrschaftsfähigkeit. Die Individuierung der Liebenden bleibt temporär begrenzt; das sexuelle Begehren der Frau, ausgelöst durch die traditionellen Herrschaftsqualitäten des Mannes, ist im Unterschied zu dem der Männer immer mit dem Ehebegehren gekoppelt, womit die Präsenz der Gesellschaft wenigstens mittelbar gesichert bleibt.

Der erotische Aspekt der heroischen Attraktivität kann sich allerdings gegenüber dem feudalen verselbständigen, da die heimlichen Begegnungen mitunter, stets auf die Initiative der Frau hin, auch dann im Bett enden, wenn eine spätere Eheschließung nicht realisierbar ist. Stets aber ist von den Frauen die Ehe angestrebt. Was sich in diesen Fällen als weibliche Triebfixiertheit darstellt, ist tatsächlich die negativ konnotierte, da für den Helden in hohem Maß ehrenrührige, ständische oder auch nur situative Überlegenheit der Frau.<sup>582</sup> Wegen ihrer fehlenden Selbstbeherrschung wird sie zur Unterlegenen, da sie sich zu unbedachten und letztlich für sie unehrenhaften Handlungen hinreißen läßt. Der Held, der sich auf ihre Forderungen zunächst einzulassen genötigt sieht, erreicht später seine Ziele doch, während die triebunterworfenen Frauen erniedrigt werden und nicht in der Lage sind, den Helden mit der Ehe an sich zu binden. Nur in diesen Fällen, wenn es tatsächlich zum Beischlaf gekommen ist, hat die Heimlichkeit der Begegnung, die in intimer Abgeschlossenheit, ohne Wissen und ohne Einwilligung von Verwandten oder Vasallen stattfindet, auch Sanktionen für die Frau zur Folge.<sup>583</sup>

---

<sup>582</sup> Dies betrifft Synoglar (fol. 103<sup>vb</sup>–104<sup>vb</sup>) im *Loher und Maller*, Clarissa (S. 264–270) und Florie im *Herpin* (bes. 39f.; ihr Liebesansinnen findet allerdings keine Erfüllung, da ihr auserkorener Ritter sich als Frau entpuppt).

<sup>583</sup> Synoglar kommt der Rückkehr und der Rache des Ehemannes durch die Flucht in ein Kloster zuvor (fol. 106<sup>va</sup>), und auch Clarisse flieht vor ihrem Bruder (S. 171f.), hat aber noch das Glück, einen ritterlichen Ehemann gewinnen und eine fast standesgemäße Existenz führen zu können.

Anders als in höfischen Minnekonzeptionen wird die Frau nicht nur als mächtiger, sondern auch als initiativfreudiger und aktiver imaginiert. Sie arrangiert Liebesbegegnungen und Eheschließungen. Trotz ihrer überlegenen Position aber ist die Frau angewiesen auf die Gunst des Mannes. Seine, nicht ihre Attraktivität ist ausschlaggebendes Moment für die Entstehung der Liebesbindung, die ihren Sinn nur in der Ehe findet. Trotz ihrer habituellen ständischen Überlegenheit ist sie die Schwächere, da sie die Herrschaft, deren Erbin sie ist, ohne den zu gewinnenden Ehemann nicht antreten bzw. aufrechterhalten kann, während der mobilere Mann jederzeit die Chance hat, eine andere, vielversprechendere Erbin zu gewinnen.

### 2.3.2.5 Normverletzungen, Rollenbrüche

Die große Vielfalt von Verhaltensentwürfen und die Offenheit der geschlechtsspezifischen Rollenmuster illustrieren gerade die von gängigen epischen Modellen abweichenden Rollenzuweisungen, wie sie häufig in Figurenreden diskursiv erörtert, oft aber auch in Handlung umgesetzt werden. Überwiegend geht es bei diesen Normverletzungen um sexuelle Freiheiten der Männer und deren Anerkennung und Rechtfertigung durch die Frauen. Denn erst die Sanktionierung der Übertretung bezeichnet sie als solche, ja produziert sie erst in der Verlagerung auf die Ebene des Figurendiskurses und macht die Frauen somit von Opfern zu Komplizinnen der Normverletzung.

Dies ist z.B. der Fall, wenn vor- oder außereheliche Buhlschaften der Helden ihren zukünftigen Ehefrauen ruchbar werden. So erfährt Florentine, die mit ihrer Gefährtin Merge auf der Flucht vor dem Herzog von Calaber ist, daß der ihr zur Ehe versprochene Lewe sich unterdessen mit der Schwester ihres Feindes im Bett vergnügt hat. Krank vor Eifersucht akzeptiert sie schließlich doch die Empfehlung Merges, solche Seitensprünge als das Recht eines noch nicht verheirateten Mannes und als natürliche Folge seiner männlichen Attraktivität hinzunehmen.<sup>584</sup>

Auch die konstantinopolitanische Prinzessin Zormerin muß sich in einer ähnlichen Situation von ihrer Jungfrau Scheydichen belehren lassen, daß ein Mann vor der Ehe durchaus Anspruch auf eine, in diesem Fall seinen Wert ja nur steigernde Buhlin hat, daß eine solche Buhlschaft die Rivalin als Metze stigmatisiere und insofern ihr als der zukünftigen Ehefrau Lohers nur willkommen sein könne.<sup>585</sup>

<sup>584</sup> S. 286

<sup>585</sup> Bl. 21<sup>rb</sup>-21<sup>va</sup>

Die französische Königin Weißblume, künftige Schwiegermutter Huguette Scheppels, sieht sich schließlich mit den zehn Bastarden des Helden konfrontiert, die sich stolz als kampferprobte Jünglinge am Königshof präsentieren. Auch sie zollt dem Helden, stellvertretend für ihre Tochter, öffentliche Anerkennung und Lob für seine Zeugungskraft.<sup>586</sup>

Alle diese Fälle folgen einem vergleichbaren Schema: stets gibt die Rede der Gefährtin bzw. Mutter der mit dem Helden liierten Königstochter Gelegenheit, dessen sexuelle Aktivitäten zu reflektieren und in ihrer Bedeutung für die künftige Ehe einzuschätzen. Während zumindest Zornerin und Florentine (von Marie erfahren wir nicht, wie sie zu den vorehelichen Aktivitäten ihres Zukünftigen steht) sich als Liebende vor Eifersucht verzehren, diskutieren ihre Gefährtinnen pragmatisch und distanziert jenseits des Liebesdiskurses die Konsequenzen des männlichen Verhaltens und relativieren es in seiner Bedeutung für die künftige Ehe, die sie als politische Verbindung und nicht als Liebesbund definieren. In dem Figuren paar Herin-Gefährtin artikulieren sich so zwei unterschiedliche Diskurse über Geschlechterbeziehungen: während die Königstochter sich des Vokabulars eines affektbetonten Liebesdiskurses bedienen und in diesem Rahmen auf der Verbindlichkeit der Liebeserklärung bestehen, zitiert die Gefährtin Staatsräson und politische Logik als relevante Kriterien einer feudalen Ehe. Diese Konfrontation der Diskurse bestätigt die Berechtigung beider Anliegen. Sie eröffnet daneben eine neue Bedeutungsebene, auf der die Wahrnehmung von Normübertretungen an bestimmte Figurenperspektiven gebunden, aber nicht mehr objektivierbar ist. Ohne einen vermittelnden Erzählereingriff werden durch die Gattung (Liebes- und Abenteuerroman, höfischer Minneroman) konventionalisierte Normen als unterschiedliche, nicht hierarchisierte, sondern gleichberechtigte Perspektiven auf das Geschehen vorgebracht.

Auch in anderen Konfliktsituationen werden gesprächsweise Lebensformen entworfen, die jenseits der monogamen Ehekonventionen neue Alternativen eröffnen sollen. In Frage steht allerdings immer nur die Vereinbarkeit von außerehelichen und ehelichen Verbindungen der Männer, nie der Frauen. Lewu, der bereits der sizilianischen Königstochter Florentine zur Ehe versprochen ist, verbringt eine Nacht mit Clarisse, Schwester seines Todfeindes, des Herzogs von Calaber. Um sich der Rache des Herzogs zu entziehen, fliehen sie gemeinsam und erörtern bei dieser Gelegenheit ihre künftigen Perspektiven. Clarisse geht es zunächst nur um das Überleben außerhalb des Schutzes und unter der Racheandrohung ihrer Sippe. Sie

<sup>586</sup> Bl. 29<sup>va</sup>, 31–34

schlägt vor, sich als Florentines Kammermagd engagieren zu lassen. Lewe zieht aus ihrer Abhängigkeit weitergehende Konsequenzen:

*Die weil ich lebe So wil ich euch nit lassen/Doch gerede ich euch nit zu  
kauffen Dan ich wil florentinē han Jr vnnd ich wollen vns sunst zu zeiten  
ergetzen Also das es florentin nit gewar were (S. 272f.).*

Selbst wenn dieser Vorschlag nur im Scherz geäußert wurde, was letztlich nicht zu entscheiden ist, entwirft er doch ein imaginäres Beziehungsmodell, das neben der öffentlichen Institution der Ehe zu installieren ist und dessen wesentliche Konstituenten Lust und Heimlichkeit sind. Hier tritt auseinander, was für die Eheminne im höfischen Roman wesentliches Kriterium war: die Einheit von (hier einseitig sexuell konnotiertem) Liebesaffekt und politischem Nutzen unter dem Dach der öffentlichen, von zwei Herrschaftsverbänden sanktionierten Ehe.<sup>587</sup> Öffentlichkeit als Kontrollinstanz tritt hier zudem nicht mehr in der Gestalt des Herrschaftsverbandes oder wenigstens der Hofmitglieder auf, sondern wird nur noch in die Person der eifersüchtigen Ehefrau projiziert, der männliche Ehebruch wird somit zur persönlichen Angelegenheit des Mannes und der beteiligten Frauen. In Lewes Fall werden diese beiden Positionen durch den vom weißen Ritter personifizierten religiösen Diskurs ergänzt. Lewes Abenteuer mit Clarisse wird von ihm als *sunde der Vnkeuschait*<sup>588</sup> deklariert. Die Kategorien vermischen sich jedoch; als Sünde gilt die Nichteinhaltung des Liebesversprechens, das dem weißen Ritter zufolge von Gott mit der Eheschließung gleichgesetzt werde, *als ob euch ein priester zu sammen geben het*.<sup>589</sup> Die Institution der Kirche ist damit nicht anders als die des Feudalverbandes für die Konstitution der Paarbindung faktisch außer Kraft gesetzt worden. Dies bestätigt sich nicht zuletzt darin, daß der weiße Ritter die zunächst angekündigte Sanktion für Lewes Sünde, nämlich die Einstellung seiner Wafenhilfe, bei der nächsten Gelegenheit, in der Lewe wieder einmal in eine lebensbedrohliche Notsituation gerät, wieder zurücknimmt.<sup>590</sup> Das Heer der

<sup>587</sup> Vgl. Grenzler 1992, S. 563–566.

<sup>588</sup> S. 279

<sup>589</sup> ebd.

<sup>590</sup> Vgl. S. 337f. Für Lewes ‚Verfehlung‘ ist keinesfalls eine seiner ländlichen Erziehung geschuldete Ahnungslosigkeit verantwortlich, die ihn „die veränderte Norm, das Zurückhalten sexueller Impulse [...] vor der Ehe“, gar eine „veränderte Schamnorn“ (so Burchert 1987, S. 71), wie sie an den großen Höfen sich durchgesetzt hat, noch nicht hat kennenlernen lassen. Loher und Marphone, beide in den Zentren der Macht erzogen, verhalten sich nicht anders als der ganz und gar nicht provinzielle Lewe, und alle genügen so den Normen heroischer Bewährung, wie sie diese Texte aufgestellt haben.

weißen Ritter, das er bei dieser Gelegenheit erstmals aufbietet, wird später ausschließlich in Heidenkämpfen mit Kreuzzugscharakter eingesetzt.

Der Entwurf eines mit Lewes *ménage à trois* vergleichbaren Modells, das ebenfalls die Dissoziation von Sexualität und politisch-öffentlicher Repräsentation durch die Aufteilung der Funktionen auf zwei Frauen vorsieht, wird an anderer Stelle sogar einer Frau in den Mund gelegt und suggeriert so weibliches Interesse: Nach der durch das unerwartete Auftreten der ersten Frau Adelhait gescheiterten Hochzeit Herpins mit Florie schlägt die Herzogin der frustrierten Prinzessin vor, sie bei Herpin im Bett zu vertreten, womit ihrer beider Interessen gewahrt werden könnten: *Liebe Juncfraw sprach die hertzogin ist es euch zw willen Wir wollen bede gnug han an eynem mann/das ir begert das pin ich müd wordenn* (S. 513). Es scheint so, als könne wirklich herausragendes Heldentum nicht mehr hinreichend durch ‚nur‘ eine vom Liebesaffekt überwältigte Prinzessin zum Ausdruck gebracht werden, als müsse vielmehr diese Exzeptionalität in der Handlungschronologie immer wieder aufs Neue aktualisiert werden in immer wieder neuen Liebesbegegnungen, die zudem aus einem breiten Spektrum genrespezifischer Entwürfe von Geschlechterbeziehungen geschöpft werden.

Ein besonders auffälliges Symptom verunsicherter Geschlechterordnungen ist der Rollentausch von Mann und Frau. Als weitaus skandalöser und ‚widernatürlicher‘ als das Anlegen von Männerkleidern galt der Gebrauch von Waffen durch Frauen;<sup>591</sup> gleichwohl ist es gerade die kriegerische Betätigung, die die verkleideten Frauen sowohl in der Erzählliteratur als auch in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Erfahrungswirklichkeit zum Faszinosum werden läßt.<sup>592</sup> In zwei der hier untersuchten Chansons spielen Frauen in Ritterrüstungen eine mehr als marginale Rolle. Während die Herzogin Adelhait im *Herpin* in Elisabeths Romanen noch einen besonders pittoresken Einzelfall darstellt, ist die Rüstung im *Morgant* bereits beinahe zum weiblichen Standardrequisit geworden.

<sup>591</sup> Welche rechtlichen Sanktionen für Frauen vorgesehen waren, die Waffen in die Hand nehmen, führt Fehr 1971, S. 37–40, auf.

<sup>592</sup> „Nicht irgendeiner, sondern der vielleicht ausschließliche Männerberuf wird vorzugsweise gewählt: der des Soldaten.“ So resümiert Wehse, Sp. 181, seinen Überblick über die Erscheinungsformen des Themas. Vgl. auch Dekker/van de Pol 1990, die zumindest für den Zeitraum des 16. und 17. Jahrhundert, in dem sich die Nachrichten über historische Fälle häufen, Frauen überwiegend in den Berufen des Soldaten oder Seemanns (in der literarisierten Variante als Pirat) antreffen. Nicht nur der lokalen Wirtschafts- und Gesellschaftssituation dürfte diese signifikante Häufung geschuldet sein, sondern vermutlich ebenso dem Interesse am Spektakulären, das die Abfassung und Überlieferung der Quellen steuert.

Der Rollentausch der Herzogin Adelhait ist, vergleichbar mit dem der Markgräfin Gyburc im *Willehalm*, durch die Abwesenheit ihres Mannes legitimiert und limitiert. Während dieser durchlebt sie ein breites Spektrum männlicher Existenzformen und Betätigungen: Adelhait und Herpin verlieren sich während der Geburt ihres Sohnes in einem lombardischen Wald aus den Augen. Die Herzogin Adelhait gelangt in Männerkleidern in das heidnische Königreich Toledo. Am dortigen Königshof verdingt sie sich viele Jahre<sup>593</sup> als Küchenjunge, bis sie auf Gottes Geheiß einen Riesen tötet, der mit einem feindlichen heidnischen Heer die Stadt bedroht. Außer im Gerichtskampf gegen einen toledanischen Ritter, der ihr den Ruhm für diese Heldentat streitig macht, bewährt sie sich auch in der Position eines königlichen Heerführers in der Schlacht.

Adelhait legt Männerkleidung an, nachdem sie von ihrem Mann getrennt wurde; nur der Ehemann kann die ständische und sexuelle Integrität der Herzogin gewährleisten.<sup>594</sup> Bei Adelhait ist mit dem Kleidertausch auch ein Wechsel der Machtposition verbunden, da sie die Männerkleider der Mörderbande abnimmt, die sie soeben noch vergewaltigen wollten (und sich im Streit um die Reihenfolge gegenseitig erschlagen haben). Während sie in Frauenkleidern noch passiv-hilflos der Situation ausgeliefert war, gewinnt sie in dem Moment, in dem sie zum Schwert ihres potentiellen Vergewaltigers greift, an Souveränität und eignet sich dessen Überlegenheit an. Die Herzogin nimmt mit der männlichen Kleidung, vor allem der Rüstung, auch eine männliche Identität an, da sie nunmehr selber stellvertretend für den abwesenden Ehemann ihre weibliche und eheliche Reinheit beschützen muß. Sie verfügt nunmehr über männliche Körperkräfte und Kampffähigkeit und wird vom Erzähler abwechselnd mit männlichen und weiblichen Namen und Pronomen belegt.

Auch in einer älteren deutschen Chanson-de-geste-Adaptation, in Wolframs *Willehalm*, wird von einem Kleidertausch berichtet; hier ist das Anlegen der Rüstung für die Frauen durch die situative und funktionale

---

<sup>593</sup> Der Text macht zwei widersprüchliche Angaben für den genauen Zeitraum: 14 Jahre (S. 63 und 105), bzw. 18 Jahre (S. 49 und 74).

<sup>594</sup> Die Betonung der sexuellen Unberührtheit ist hier offensichtlich dem Kontext eines literarischen Genres geschuldet, in dem genealogisches Denken einen hohen Stellenwert einnimmt. Im *Willehalm* bedeutet die Abwesenheit des Herrschers neben der erhöhten Gefährdung durch die heidnische Belagerung vor allem die Aufhebung der höfischen Gemeinschaft, wie sie nach der Ankunft der Hilfstruppen unter Willehalm und seinen Verwandten festlich und freudig wieder hergestellt wird.

Bindung (Verteidigung von Orange) eingeschränkt und legitimiert. Die Entwaffnung wurde als Säuberung von einem die höfische Weiblichkeit beeinträchtigenden Makel inszeniert.<sup>595</sup> Der *Herpin* dagegen geht weiter; hier überschreitet der Rollenwechsel der Herzogin seine ursprüngliche Funktionsbindung. Die Motivation für die Verstellung verlagert sich dabei von der existenziellen Not zum Wunsch, den ihr angemessenen gesellschaftlichen Status wiederherzustellen. Denn mit ihrem Statusbewußtsein, nicht mit ihrem Geschlechtsbewußtsein ist es unvereinbar, die Anerkennung für den Sieg über den Riesen einem anderen, schlechteren Ritter zu überlassen.

Freiräume, die den Kleidertausch ermöglichen, lassen sich sowohl auf der Ebene des Geschehens als auch auf der des Diskurses, d.h. hier der genrespezifischen Konzeption der Geschlechterverhältnisse ausmachen: auf der Ebene des Geschehens durch die situationsgebundene Abwesenheit von (Ehe-)Männern, was auf eine Auffassung der Frau als Ergänzung des Mannes verweist. Vergleichbares wie für Gyburc und Adelhait gilt auch für die jungfräulichen Heldinnen im *Morgant*, deren Freier entweder von ihnen selber oder von ihrem Vater zurückgewiesen werden, die überwiegend ehelos bleiben und häufig als Heerführerinnen ihre Väter vertreten. Sowohl im *Herpin* als auch im jüngeren *Morgant* ist die männliche Abwesenheit nicht mehr Limit, z.T. nicht einmal expliziter Anlaß des Rollenwechsels. Für die Deutung dieses Wandels in der narrativen Konstruktion ist auf die Diskursebene zu verweisen. Auf der Ebene des literarischen Genres entstehen Freiräume, wenn es für Frauenfiguren keine vormodellierten Rollenentwürfe gibt. Dies ist der Fall in den spätmittelalterlichen Chanson-de-geste-Adaptationen als nachhöfische Bearbeitungen vorhöfischer heldenepischer Stoffe, in denen die Frauenfiguren traditionell eine untergeordnete Rolle spielen. Angesichts der in diesen Texten in Kampf und Liebe ostentativ zur Geltung gebrachten Körperlichkeit mutet es zunächst befremdlich an, daß gerade hier Frauengestalten zu finden sind, die sich erfolgreich in der Männerrolle behaupten. Die in diesen Texten konstruierten Geschlechtsidentitäten präsentieren sich jedoch als Summe verschiedener sozialer, kultureller, religiöser und physischer Qualitäten, von denen die physischen noch zu den

---

<sup>595</sup> Mehrfach, aber im Moment des abschließenden Kleidertausches mit besonderer Eindringlichkeit, wird die Beschmutzung durch den Rost der Rüstung thematisiert: *nu stuont vrou Gyburc [...] unt ir juncfrouwen so getan daz si waren harnaschvar* (227,12–16); *doch was si selbe harnaschvar* (229,26); *arbeit hete si verselwet nach*. (230,11). Den Sinn der Säuberung von dieser bei Rittern durchaus nicht ehrenrührigen Remineszenz an Kampf und Leid formuliert Gyburc gegenüber ihren Jungfrauen (247,1–248,8).

disponibleren gehören. Selbst die entscheidenden Männlichkeitsattribute, die im *Herpin* dem perfekten Ritter Adelheit fehlen, sind nicht nur physisch, sondern auch sozial determiniert.<sup>596</sup> Im *Morgant* übernimmt die Funktion des materiell-physischen Weiblichkeitssignifikanten nicht das in seiner diskreten Abwesenheit hervortretende Männlichkeitsattribut, sondern das signalhaft aus der Rüstung hervorleuchtende lange blonde Haar.<sup>597</sup> Alle angeführten körperlichen Merkmale der Geschlechtsidentität sind zumindest mehrdeutig und fungieren ebenso als Kategorien sozialer oder kultureller Distinktion.

Im *Willehalm* agieren Frauen, die Männerkleidung tragen, *als ob* sie Männer wären, bleiben aber immer Frauen. Der Moment, der die weibliche Transvestie beendet, wird als Korrektur der verkehrten und Affirmation der richtigen Verhältnisse inszeniert. Die männliche Attitüde wird als korrekturbedürftige Verkehrung der stets im Rahmen höfischer Rollenmuster gedachten weiblichen Bestimmung aufgefaßt. Fallen derartige Kategorien weg, wie das in den späteren Chanson-Bearbeitungen der Fall ist, bleibt eine Leerstelle. So sind im *Morgant* für die heidnischen Prinzessinnen Rüstung und militärische Betätigung identitätskonstitutiv und fügen sich in die Konzeption des ‚Anderen‘ ein. Für diese Andersartigkeit ist allerdings nicht mehr primär das Geschlecht anzuführen, sondern eine Gesamtheit aus Geschlecht, Religion, Ethnie etc., die mit dem pauschalen Hinweis auf die räumliche Ferne vergegenwärtigt wird.

Mit geradezu beiläufiger Selbstverständlichkeit legen die Frauenfiguren im *Morgant* Ritterrüstungen an und führen Heere in den Kampf. Alle diese Frauen sind heidnische Prinzessinnen: Meridyanna, Tochter des Königs Corador,<sup>598</sup> Luzzianna, Tochter des Königs Marsillia,<sup>599</sup> Roßmunda, Tochter des Königs Lamostant in Persien<sup>600</sup> und Anthea, die Tochter des Soldans

<sup>596</sup> Wie oben gezeigt wurde, ist dieses Männlichkeitsattribut jedoch nicht auf den Bereich der biologisch-organischen Phänomene zu reduzieren. Daß geschlechtlicher Verkehr allerdings immer als Zeugungsakt, somit als Penetration gedacht ist, belegt die hohe eheliche und uneheliche Fruchtbarkeit der Helden, deren Liebesbegegnungen selten folgenlos ausgehen.

<sup>597</sup> Vgl. S. 31, Z. 32, und S. 172, Z. 1–2. Das lange blonde Haupthaar ist allerdings eine multivalente Körperqualität. In anderem Zusammenhang kann es ebensogut als soziale Signifikante fungieren, wie z.B. im *Meier Helmbrecht* Wernhers des Garnaere zu sehen ist.

<sup>598</sup> Zuerst S. 20, Z. 7–11.

<sup>599</sup> S. 153, Z. 2f., als Hauptmann agierend: S. 160, Z. 21–29.

<sup>600</sup> S. 143, Z. 3; als Ritter S. 164, Z. 8f. Roßmunda wird trotz ihrer Liebe zu Ruolland mit dem Fürsten Ballant verheiratet, um im folgenden nicht weiter erwähnt zu werden.

von Babilonnia.<sup>601</sup> Für alle diese Heldinnen ist es bezeichnend, daß sie auf eigene Initiative oder auf Wunsch des Vaters unverheiratet bleiben. Besonders bei Anthea wird, vergleichbar mit Brünhild, der Zusammenhang von Jungfräulichkeit und kämpferischer Einstellung betont: Nur der Mann ist männlich genug, ihr Ehemann zu werden, der in der Lage ist, sie im Kampf mit der Lanze vom Pferd zu stoßen.<sup>602</sup> Neben diesen einzelnen Heldinnen tritt in einer Episode aber auch eine ganze Truppe von Amazonenkämpferinnen in Erscheinung: Der König Arbalyster verfügt über eine Kampfeinheit von 300 Jungfrauen, die *tapffer und manlich* (S. 258, Z. 28–30) sind und deren Anführerin Achylide *kein rytter (entsitzt), so manlich ist er nût* (S. 258, Z. 31). Dennoch werden sie von den Christen ohne nennenswerten Widerstand besiegt.<sup>603</sup> Nur in einem Fall wird punktuell ein solcher Rollentausch von außen und auch von der betreffenden Prinzessin selber als ‚verkehrt‘ kritisiert, und zwar ausdrücklich mit dem Verweis auf ein höfisches Verständnis von Ritterlichkeit und Minne.<sup>604</sup> Dies hindert jedoch weder die Kritisierte noch die anderen mannhaften Heldinnen daran, um ihrer Ehre willen den berühmtesten französischen Pairs mit Heeren zu Hilfe zu eilen, deren Kampfniederlagen zu rächen oder auch sie selber im Zweikampf vom Pferd zu heben und gefangen zu setzen. Die Frauen agieren hier in zwei unabhängig voneinander funktionierenden, widersprüchlichen Diskursen. Im Bezugsrahmen des höfischen Normensystems gilt die männliche Attitüde als Übertretung, die aggressiv die Herabsetzung der männlichen Kriegerehre intendiert. Im Diskurs des Exotischen dagegen gelten die kämpfenden Heidinnen als Faszinosum, das seine eigene Existenzberechtigung unabhängig von den Maßstäben der hierarchischen Geschlechterordnung behauptet.

Adelhait und Gyburc begnügen sich jedoch nicht mit ritterlicher Bewaffnung, sondern sie kleiden sich wie Männer, um von ihrer Umgebung für solche gehalten zu werden. Gyburc bleibt unter der Rüstung dennoch jederzeit Frau, täuscht lediglich die vor den Mauern stehenden Feinde, nicht aber die Gefolgschaft und Verwandtschaft in der Stadt. Die Stadtmauern verdoppeln so die identitätsstiftende, distinktive Funktion der Kleidung als zweite Haut, lassen aber für diejenigen, die innerhalb stehen, ihre Doppelidentität letztlich sichtbar und heben somit auch das Skandalon der Verkleidung auf. Erst bei Adelhait wird das Problem der doppelten Geschlechtsidentität nach innen verlagert. Obwohl die Herzogin vollkommen

---

<sup>601</sup> S. 171, Z. 10f.

<sup>602</sup> S. 171, Z. 28–33

<sup>603</sup> S. 259, Z. 30–34

<sup>604</sup> Vgl. S. 32, S. 54, S. 65 und S. 73.

in ihrer Verkleidung aufgeht und mit ihr Aussehen und Fähigkeiten eines perfekten Ritters angenommen hat,<sup>605</sup> wird sie sich immer wieder ihres Frauseins bewußt. Sie reflektiert es nicht nur im Zweifel an ihren ungeübten Kampfeskünsten, sondern nimmt humorvoll-distanziert und spielerisch auf den Rollentausch Bezug, wenn sie den Köchen gegenüber ihre sichtlich zerbleute Erscheinung nach dem Kampf mit dem Riesen mit den Attacken einer widerspenstigen Jungfrau erklärt, die die Annäherungsversuche des vorgeblichen Küchenjungen zurückgewiesen habe.<sup>606</sup> Diese zweideutige Bemerkung, die vordergründig ihre Männlichkeit in Szene setzt, trägt für den wissenden Leser zur weiteren Verunsicherung der Geschlechterpositionen bei. An die Stelle des Riesen wird eine Jungfrau gesetzt, die auch noch anders als jener siegreich das Feld behaupten konnte. In beiden Fällen erntet die Frau die Ehre, der Mann die Schläge.

Obwohl die Heidinnen im *Morgant* als hervorragende Kämpferinnen bevorzugt in männlicher Rüstung auftreten, geben sie nicht vor, Männer zu sein, sondern verschaffen sich lediglich als fremd-exotisch konnotierte Frauen Geltung auf dem genuin männlichen Terrain des Kampfes. Selbst wenn Anthea gegen das vereinte Karlsreich antritt, kämpft sie stets unter der Prämisse eines sportlichen Wettbewerbs, nicht unter der einer ‚echten‘ Konkurrenz um die politische Macht.<sup>607</sup> Die Heldinnen verlassen damit das Schema der binären Geschlechtskonzeptionen und besetzen die Position eines harmlosen Dritten. Dieses Dritte ist bei Adelhait sowohl durch das Exotische (das Leben unter den Heiden) als auch durch ihre Heiligkeit repräsentiert, die sie aus den Fixierungen der binären Geschlechterordnung löst.<sup>608</sup>

Die hier vorgestellten transvestierenden Frauen, ausschließlich Herrscherinnen oder mächtigen Herrscherdynastien entstammend, verbindet die Konnotation des Exotischen. Sie sind Grenzgängerinnen zwischen den Re-

---

<sup>605</sup> Selbst Weiblichkeitssignifikanten wie die bartlosen Wangen werden von ihrer Umgebung umgedeutet als Zeichen für jugendliche Männlichkeit und besondere erotische Attraktivität (vgl. S. 65).

<sup>606</sup> *Sie gieng wider in die kuchenñ/Die heffen wolt sie wasschen den brey wolt sie machen Vnnd den sennff stossen Die köch begunden sie anseheñ Einer sprach Besem su sollt mir nit versweigen Wer dir den antlitz So ubel gehandelt hat/Die hertzogin sprach Jch wolt gailen mit einer Juncfrawē v̄b die lieb Do handelt sie mich so vbell* (S. 59f.).

<sup>607</sup> Vgl. S. 282, Z. 24f.

<sup>608</sup> Bereits die Kleidung von Klerikern verweist auf den unbestimmbaren Geschlechtsstatus, was bei Männern allerdings eine feminisierende Wirkung haben kann: vgl. Garber 1993, S. 297–308.

ligionen, zwischen Profanität und Heiligkeit. Sie überschreiten die Geschlechtergrenzen nicht nur durch männlichen Habitus, sie leben auch jungfräulich oder zumindest keusch und verweigern sich damit einer Identitätsbestimmung über das andere Geschlecht. Die gerüsteten Frauen scheinen allerdings nur so lange überlegene Krieger zu sein, bis sie auf einen männlicheren Mann treffen, der sie entlarvt. Das Auftreten eines solchen gehört ebenso wie der Exotismus zum Standardrepertoire der weiblichen Transvestie,<sup>609</sup> in der die Zweigeschlechtlichkeit der verkleideten Frauen in den Status eines Dritten<sup>610</sup> überführt wird. Durch die Invention dieses nicht bedrohlichen Dritten, in das eine Verbindung männlicher und weiblicher Qualitäten projiziert wird und das gleichzeitig aus dem Rahmen der konventionellen, sozial sanktionierten Geschlechterrollen herausfällt, können männliche Ängste vor Machtverlust gebannt werden, ist doch die Macht der transvestierenden Frauen immer als eine begrenzte imaginiert. Diese Funktion des Dritten bestände somit letztlich in der Affirmation der bestehenden Geschlechterhierarchien. Mit seiner Installation wird zudem die Verunsicherung, die durch die Annäherung an fremde Religionen und Kulturen besonders seit den Kreuzzügen erzeugt wird, (um)formuliert und literarisch transponiert in die vertrauteren Kategorien der Geschlechterordnung.

Gerade in Elisabeths Romanen mit ihren zahlreichen und für die Handlung bedeutenden Frauenfiguren fällt die Vielzahl von Rollenmodellen, die sich in einem ständigen Prozeß der Veränderung, Erprobung und Diskussion befinden, auf. Die auch für andere Chansons charakteristische Offenheit der weiblichen Rollendefinition ermöglicht es insbesondere den Spätformen dieses Genres, auch die Option eines Tausches der Geschlechterrollen bis zur letzten Konsequenz auszuagieren und jenseits eines binären Schemas strikter Rollenzuweisungen den Rahmen vor allem der weiblichen Aktionsmöglichkeiten spielerisch zu erweitern.

---

<sup>609</sup> Die Besetzung dieser Funktion des stärkeren Mannes durch eine Frau im *Herpin*, wo die Prinzessin Florie die Herzogin zur Enttarnung zwingt, parodiert die Standardlösung und bestätigt auch hier das subversive Potential des Textes. Eine Ambivalenz bleibt: Auch wenn Florie über mehr Macht verfügt als der gefürchtetste Riese, sind es doch ‚nur‘ die Kräfte einer Frau, die zur Demontage des bis dahin unbesiegbaren Kriegers führen. Schließlich wird auch hier die Eliminierung des Dritten als Affirmierung der bestehenden Geschlechterverhältnisse dargestellt.

<sup>610</sup> Die Funktionsweise des Transvestismus als Installation einer dritten Kategorie jenseits der Geschlechter untersucht und illustriert mit zahlreichen Beispielen Garber 1993.

### 2.3.3 Feudalität

Für alle Texte ist der Bezug auf Frankreich und das französische Königtum wichtigstes Moment des Geschichtsbezuges und der Authentizitätsfiktion. Die Protagonisten sind immer durch ihr Verhältnis zum jeweiligen König definiert; nur in wenigen der späten Chansons de geste ist es der König selber, dessen Geschichte erzählt wird, die meisten Helden sind andere Angehörige der Königsdynastie oder Vasallen. Ihr Verhältnis zum König, Zustand und Funktionsfähigkeit des Königtums und das Verhältnis der Vasallen untereinander sind wesentliches Movers der Handlung. Tendentiell entfernt sich die Handlung in den späteren Chansons aber immer weiter vom französischen Königtum und dem aus ihm resultierenden Konfliktpotential. So geht es im *Loher* und *Huge Scheppel* jeweils um die Legitimität des Machtwechsels und die Investition eines neuen Herrschertypus, während im *Octavian* und in *Valentin und Orsus* die Protagonisten jeweils ein dem französischen König lediglich verbündeter König und dessen Nachfolger sind. Auch wenn hier ein bedeutender Teil der Handlung am Hof des französischen Königs stattfindet, ist dieser doch in den letztgenannten Romanen in die handlungskonstituierenden Konflikte allenfalls mittelbar involviert und wird als Herrschertypus nicht (mehr) problematisiert.

Gerade in Elisabeths Texten steht jedoch eine Herrschaftskrise der Karlsdynastie stets als handlungsauslösendes Moment am Anfang, das den oder die Helden entweder aus der Gesellschaft ausschließt oder umgekehrt, wie im Falle Hüge Scheppels, erst integriert. Die Konzeption der Königsfiguren wurde daher dem Aufbau dieses Kapitels zugrunde gelegt, ergänzt durch Überlegungen zur Interdependenz der drei Vergesellschaftungsmomente Feudalität, Genealogie und Ehe.

#### 2.3.3.1 Karl

In der überwiegenden Zahl der deutschen spätmittelalterlichen Chanson-de-geste-Bearbeitungen ist die Position der Zentralgewalt von Karl besetzt. Keine andere Herrscherfigur ist offensichtlich in dem Maße geeignet, das zu verkörpern, was in diesen Texten im Verhältnis von Zentral- und Partikulargewalten zum Thema wird. Neben Karl werden in je einem Text bei Elisabeth Ludwig und Hüge Scheppel, in späteren Druckprosen Dagobert (*Octavian*) und Pepin (*Valentin und Orsus*) als französischer König eingesetzt.

Der Herrschertypus, zu dem Karl stilisiert wird, ist in den späten Chansons konventionalisiert und abrufbar. Seine wesentlichen Züge sind hinrei-

chend beschrieben worden und sollen anhand von Elisabeths Prosen noch einmal kurz rekapituliert und auf ihre Handlungswirksamkeit hin befragt werden.

Dem Plan der Verräter in der *Sibille*, die den Gerichtskampf Markairs mit dem Hund Abryes manipulieren wollen, kommt ein Zug Karls zugute, auf den auch im *Herpin* hingewiesen wird: im Zweifelsfall könne ein von Karl gefangengenommenes Mitglied ihrer Sippe immer noch von den anderen ausgelöst werden, *dann der konnig hait das gut liep* (S. 141, Z. 13). Die Verrätersippe der Ganeloniden macht sich nebenbei die aus der Perspektive einer feudalaristokratischen Gesinnung verwerfliche Logik einer zunehmend auf die Zirkulation von Geld angewiesenen Gesellschaft teilweise erfolgreich zu eigen, indem sie Machtpolitik mit Geld betreibt.<sup>611</sup> Verurteilt wird die Empfänglichkeit für diese Art der politischen Logik jedoch ausdrücklich bei Karl, über dessen Käuflichkeit der Erzähler im *Herpin* urteilt: *Er hat nit boses an ym Dann ein gewonhait was Das er eynen iglichen claffer balde gelaubt/vnnd das er silber vnnd golt gern hat* (S. 39).<sup>612</sup> Ohne daß die letztere Eigenschaft Karls in den Elisabethschen Prosen jemals handlungsrelevant würde,<sup>613</sup> fügt ihre Erwähnung dem aus den Empörerepen übernommenen, ohnehin zwiespältigen Karlsbild eine weitere zweifelhafte Facette hinzu. Der diffamierende Zug der durch Geldgier bedingten Korruptierbarkeit, mit dem die das Muster der Empörergeste aufnehmenden Epen Karls ausstatten, wird im *Huge Scheppel* aus der Perspektive des Hochadels den reichen Bürgern zugeschrieben. Der gegen den König op-

<sup>611</sup> Im *Loher* ist es der Graf Jornaia, der nach Karls Tod die Königskrone an sich reißen will, *Darvmb globt er grosse gabe/den Herren vnd der ritterschafft zu geben/Sloß vnd landt vnd vil geltes* (Bl. 26<sup>vb</sup>); im *Huge Scheppel* handelt der Graf Savari nach dem gleichen Muster: *Aber er was Rich vnd mechtig vnd gab den fürsten große gaben/Darvmb gewonnen dy yn liep* (Bl. 5<sup>vb</sup>, Z. 18–20).

<sup>612</sup> Heintze 1991, S. 99, rechnet Bestechlichkeit zunächst zu den negativen Zügen Pepins, der darin sogar den stets als problematisch konturierten Ludwig übertreffe. In den Chansons des 13. und 14. Jahrhunderts werden Geiz und Besitzgier zu einer abwertenden Eigenschaft Karls (ders., S. 146–148); der Vorwurf, der Karl im *Herpin* vom Erzähler gemacht wird, findet sich auch im *Jourdain de Blaives*, wo er fast wörtlich Ogiers in den Mund gelegt ist: *Sire roy, je ne le wous celleray pas; il a deux choses en vous qui vous abessent treffort vostre seigneurie; c'est que vous couvoytiés argent et l'autre que vous aymés trop la mauulvaise lignee* (zitiert nach Suard 1978, S. 273, Anm. 8).

<sup>613</sup> In der hier besprochenen Episode bieten Gallerans Verwandte zu dessen Auslösung Karl in der Tat *groß gut* an (S. 142, Z. 6), was dieser jedoch entschieden ablehnt, und auch im *Herpin* ist es nie die Habgier Karls, die einer Versöhnung mit dem Geschlecht des Herzogs von Burgus entgegensteht.

ponierende Adel, der aufgrund des gestiegenen Geldbedarfs seine Renten an finanzkräftige Bürger zu verpfänden gezwungen ist, verunglimpft so die loyalsten Unterstützer des Königs.<sup>614</sup>

Habgier und Korrumpierbarkeit, bei Elisabeth wie selbstverständlich zu den markantesten Eigenschaften des Herrschers gezählt, gehören in den anderen deutschen Chansonbearbeitungen eher nicht zu den Bestandteilen des negativen Karlsbildes. Sie negieren die idealen Herrschertugenden der *milte* und Gerechtigkeit und lassen vermuten, daß sie den Ohnmachtsgefühlen eines niederen Adels entspringen, dessen Einkünfte entgegen denen des Hochadels oder des erstarkenden Wirtschaftsbürgertums nicht mehr zur Sicherung einer angemessenen politischen und ökonomischen Repräsentanz hinreichen. Daß Geiz und Habgier dennoch selbstverständlicher Bestandteil des Karlsklischees geworden sind, geht aus dem ausführlichen Herrscherlob im Einleitungsteil des *Morgant* hervor, einer eigenständigen Zutat des deutschen Übersetzers zu seiner Vorlage. Dort werden in einer Umkehrung der Negativstereotypen als die drei Herrschertugenden Karls hervorgehoben: *Erstlich inn schänckinnen was er vast ergeb* (S. 4, Z. 4f.), *Das ander stuck was Karly so grächt im rächten, das inn kein mentsch begriffen mocht* (Z. 11f.) und schließlich: *er betrachtet die red vast wol, wenn er reden wott, und wenn mann mit im redt, so sinet er des reders meinung gar eigentlichen nach* (Z. 14–16). Diese Tugenden können jedoch die durch Neid motivierte klassische Verleumdungsintrige Gannellons gegen Roland nicht verhindern, die gleich im ersten Abschnitt die Handlung eröffnet und beim Kaiser Gehör findet.

Habgier, Leichtgläubigkeit und die starrsinnige Fortführung von ungerechten Kriegen gegen die guten Barone sind auch die Hauptvorwürfe, die Karl in den französischen Prosadrukken gemacht werden.<sup>615</sup> Selbstherrlichkeit und unbeherrschter Jähzorn wären darüber hinaus zu ergänzen, auch wenn diese Eigenschaften durchaus als archaische Herrscherqualitäten aufgefaßt werden können. Sie gehören hier jedoch nicht mehr einem in seiner Machtvollkommenheit ruhenden Herrscher an, sondern einem gefährdeten, der seine Position nicht mehr seiner eigenen Kraft, sondern in zunehmendem Maß der unbedingten Anerkennung seiner Paladine verdankt. Anerkennung wird jedoch nicht seiner Person, sondern der politischen Institution und, konkret, dem Charisma seiner Dynastie gezollt. Die Würde der Karolingerdynastie wird jedoch spätestens im *Loher* in Frage gestellt, wo anlässlich des Thronwechsels nach Karls Tod die Vorbedingungen für Herr-

<sup>614</sup> Vgl. Bl. 9<sup>vb</sup>, Z. 22–32.

<sup>615</sup> Vgl. Suard 1978, S. 273.

schaftsfähigkeit und vasallitische Loyalität neu formuliert werden müssen. Ebenso wie im *Huge Scheppel* gibt zunächst die auf Reichtum begründete faktische Macht den Ausschlag für die aussichtsreichste Bewerbung um den Thron. Erst Wilhelm, Sohn des Grafen von Nerbon, setzt sich für den *rechten erben* Ludwig ein: *Wisset ir des nit das Ludwig ein rechter erbe ist künig zu sin zu franckrich [...] Verfluchte sy dem gute darvmb ein man sin ere gibt* (Bl. 27<sup>ra</sup>).<sup>616</sup>

Von der Tendenz der späteren französischen Chansons, Karls Machtstellung bis hin zu einem „ausdrücklichen Bekenntnis zum absoluten Königtum“<sup>617</sup> auszubauen, ist bei Elisabeth und auch in den anderen deutschen Chanson-Bearbeitungen wenig festzustellen. Karls herrschende Position im Feudalgefüge ist im Prinzip zwar unangefochten, faktisch aber immer wieder gefährdet. Dies gilt auch für den *Herpin*, in dessen Vorlage *Lion de Bourges* Heintze den Höhepunkt königlicher Macht gestaltet sieht.<sup>618</sup> Karl kann hier zwar in der Tat das Verbannungsurteil gegen Herzog Herpin durchsetzen, ohne daß es zum Aufruhr kommt, dies jedoch erst, nachdem er seinen Eid, Herpin hängen zu lassen, auf die massiven Drohungen seiner Fürsten hin widerrufen hatte (S. 6). Auch die Parallelszene, die Rehabilitierung des Herzogssohnes und seine Belehnung mit dem väterlichen Herzogtum, zeigt einen gegen seinen in einem Eid erklärten Willen handelnden König, dessen Vasallen ihm immerhin mit dem Tode drohen können (S. 585). Hier ist es erst die Notwendigkeit eines Heidenkrieges, die die Mitglieder der Feudalgesellschaft sich als homogene, geordnete Gemeinschaft darstellen läßt, denn Karl überläßt Lewe das väterliche Erbe als Lehen unter der Bedingung, daß Lewe ihm Kampfhilfe gegen den Zauberer Gabaux und dessen heidnische Heerscharen leistet (S. 599). Erst eine Engelsvision (S. 596) kann Karl davon überzeugen, daß diese Ordnung mithin auch eine gottgewollte ist.

Die für Karls Herrschaftsausübung typische Abfolge von Unrechts- und Schwächepositionen zeigt sich auch in der *Sibille*, wo er zu Unrecht seine Frau verjagt, um dann zuerst zwischen die Fronten der Vasallenfraktionen

<sup>616</sup> Die eigentliche feudale Machtbasis, auf die Ludwig seinen Machtanspruch begründen könnte, wird allerdings nur in einem der Schreiberzusätze der Hamburger Handschrift angeführt. Dort wirft Wilhelm, nachdem er bereits die Fürsten mit Drohungen und Ermahnungen auf Ludwigs Seite gebracht hat, dem Thronaspiranten Jornaia vor, seinen Vasalleneid zu brechen: *Du falscher man du dust widder dynen eyt* (Bl. 27<sup>ra</sup>). Der Herrschaftswechsel wird sonst nicht in Kategorien der Vasallität, sondern ausschließlich in denen des Geblüts und der faktischen Macht verhandelt.

<sup>617</sup> Heintze 1991, S. 159; zur Entwicklung der Herrscherposition Karls S. 154–160.

<sup>618</sup> Vgl. Heintze 1991, S. 153.

zu geraten und schließlich aus einer Situation militärischer Unterlegenheit heraus seine Verurteilung revidieren zu müssen.

### 2.3.3.2 Ludwig

Das Bild des schwachen Königs Ludwig, wie es aus dem *Courennement Louis* überliefert ist, ist allgegenwärtig. Sowohl in der *Sibille* als auch im *Loher* und im *Hug Schapler*-Druck von 1500 wird die Vorgeschichte der Installation Ludwigs als König berichtet, allerdings mit bezeichnenden Abweichungen: in der *Sibille* ist es tatsächlich der junge, fast noch kindliche Ludwig, der die Hilfe des mächtigen Vasallen Emmerich von Nerbon in Anspruch nimmt (S. 156, Z. 16–20), um primär die Anerkennung seines Vaters und nicht der anderen Vasallen zu erreichen. Ganz anders wird diese Geschichte im *Loher* erzählt: Hier ist es der längst herangewachsene Ludwig, der das Erbe seines verstorbenen Vaters Karls antreten will, aber an der Machtanmaßung der stärksten Vasallen zu scheitern droht. Schon vorher wurde ein Ludwig präsentiert, der den Einflüsterungen der Barone hilflos preisgegeben war, womit die Schwäche des Thronfolgers, in der *Sibille* und der älteren Chanson noch mit dem kindlichen Alter begründet, zu einer für die Figur konstitutiven Eigenschaft wird. Im *Loher* ist es auch nicht der alte Emmerich, dessen Loyalität Ludwig durch die Hochzeit mit seiner Tochter erkaufen soll, sondern (wie im *Courennement Louis*) dessen Sohn Wilhelm, der seinen Vater erst mit Drohungen auf Ludwigs Seite bringen kann und dann den Pakt zwischen König und Vasall durch die Vergabe seiner Schwester besiegelt. Hier wird Ludwig mit einem Vertreter seiner eigenen Generation konfrontiert, der ihm offensichtlich hoch überlegen ist, da sein Einfluß noch den der mächtigsten, sich die Königsmacht fast mit Erfolg anmaßenden Fürsten übertrifft.

Die Schwäche von Ludwigs Königtum erscheint auch darin, daß Ludwig sowohl in der *Sibille* als auch im *Loher* als Herrscher im Übergang gestaltet ist. In der *Sibille* soll er erst noch König werden, im *Loher* wird er es, aber schon zu Beginn des dritten Textteils, wenn er sein Königtum erstmals unangefochten innehat, wird sein Tod und der Übergang der Herrschaft an den künftigen Mann seiner Töchter angekündigt; Ludwig wird ohne einen männlichen Erben sterben.

Bezeichnend für Ludwigs Herrschaft ist die Konstellation der Ratsversammlungen: Die Adelsparteien tragen ihre Zwistigkeiten selten offen am Hof aus, sondern lassen sie in Intrigen oder offene Gewalthandlungen außerhalb des Hofes münden. Am Hof selber äußern sich auch die aus den Rivalitäten der Adelsgeschlechter resultierenden Konflikte überwiegend als

Dissens zwischen Herrscher und Vasall, wobei gerade in den nach dem Handlungsmuster der Empörergesten organisierten Chansons dem Herrscher stets die Rolle des ggf. mit den Verrätern solidarischen Gegenparts zugewiesen wird. Daß die Konflikte zwischen den Vasallen selten unmittelbar vor dem Forum des Hoftages ausgetragen werden, sondern in räumlich und zeitlich getrennten Beratungen zum Ausdruck kommen und der König nicht als Mittler, sondern ausschließlich als Parteigänger der Gegenseiterseite involviert ist, demonstriert seine Ohnmacht und seine Distanz zu den Belangen der treuen Vasallen. Seinen Souveränitätsverlust drücken auch die Klagen über seine Ohnmacht und die Drohung aus, auf seine für ihn ohnehin undurchsetzbare Königsmacht zu verzichten.<sup>619</sup>

Das von Müller unter dem Terminus *sunderspräche* beschriebene Phänomen einer nichtöffentlichen und nur von wenigen Angehörigen des Herrschaftsverbandes geführten Beratung<sup>620</sup> tritt in Elisabeths Romanen nicht nur gehäuft, sondern auch als Symptom für die Herausbildung einer mächtigen aristokratischen Opposition auf. Zwar werden die politisch relevanten Entscheidungen in Anwesenheit des Königs vom Hofrat getroffen und erst dadurch handlungswirksam, häufig aber werden sie von einer kleineren Versammlung in Abwesenheit des Königs entweder vorbereitet oder konspirativ unterlaufen. Diese sich jenseits der auf die Zentralgewalt fokussierten feudalen Bindungen konstituierende Gemeinschaft definiert sich überwiegend über Sippenbindungen.

Das politische Instrument der Ratsversammlung, das in Gestalt des Königs und der zwölf Pairs Macht, Einigkeit und Recht verkörpern sollte, wird im *Loher* in der Besetzung mit Ludwig und den zwölf Verrätern, deren Macht der König hilflos ausgeliefert ist, vollkommen desavouiert. Nicht durch die Uneinigkeit von König und Vasallen wie im *Herpin* und partiell in der *Sibille* lähmt sich die Institution selbst, sondern durch den in Einigkeit vorgebrachten und gemeinsam in die Tat umgesetzten Rat setzt sie sich ins Unrecht und gefährdet den Bestand des Reichs, anstatt es zu schützen. Sie negiert so ihre ursprüngliche Funktion und Bedeutung.

Über die ganze Dauer seiner Herrschaft ist Ludwigs Machtbasis nicht die eigene Stärke. Vielmehr ist er im ersten Teil von der Macht der zwölf verräterischen Vasallen und im zweiten Teil von der seines Bruders Loher und dessen Sohnes Marphone abhängig, der im zweiten Textteil folgerichtig vorübergehend als Ludwigs Stellvertreter eingesetzt werden kann (Bl. 96<sup>ra</sup>). Erst am Ende des dritten Textteils emanzipiert sich Ludwig und

<sup>619</sup> So in den *Haymonskindern*, S. 272f.

<sup>620</sup> Müller 1993, S. 139–142

wird zum gerechten Herrscher, ja sogar zum herausragenden Kämpfer – auch hier ist es wieder der Heidenkrieg, der allein die christliche Gesellschaft solidarisieren kann.

Eine Vereinigung der feudalen Kräfte auf der gemeinsamen Heerfahrt gegen äußere Feinde wird in Elisabeths Texten allerdings zur Ausnahme. Die Abwehr äußerer Bedrohungen bleibt gerade den aus der Gesellschaft verstoßenen Feudalherren vorbehalten. In einer Phase, in der Bedrohungen von außen nur noch äußerst selten ins Zentrum des christlichen Feudalreichs vordringen, sondern in der es eher darauf ankommt, die Grenzen zu stabilisieren und ggfs. zu erweitern, wird die Zentralgewalt zu einer zunehmend immobilen Instanz.<sup>621</sup> Paradigmatisch erscheint diese Logik auch im *Morgant*, wo über weiteste Strecken des Textes die Helden immer wieder Frankreich verlassen müssen und sich in vielfältigste Auseinandersetzungen mit heidnischen Völkern und Dynastien begeben. Auch in den *Haimonskindern* schließlich wird der feudale Konflikt durch die Exilierung des Helden gelöst, der sich an der Rückeroberung des Heiligen Grabes beteiligt. Eine Ausnahme bleibt neben den *Rolandslied*-Adaptationen u.a. im Schlußteil des *Morgant* der *Fierrabras*, der noch einmal das Kreuzzugsethos evokiert und Karl mit allen seinen Fürsten im Heidenkampf vereinigt. Anders als die Karlsfigur, die durch das Kreuzzugsethos wieder an Größe und Geschlossenheit gewinnt, wird Ludwig im Schlußteil des *Loher* zu einem großen, aber tragisch zerrissenen Held, der seine Schuld Isenbart gegenüber erkennt und Genugtuung zu leisten bereit ist, aber letztlich an den Folgen seines Fehlverhaltens zugrunde geht.

### 2.3.3.3 Huge Scheppel

Im *Huge Scheppel* wird eine Übergangssituation vorgeführt. Es geht hier um den Herrschaftswechsel von den Karolingern, die nur noch mit der weiblichen Linie die Kontinuität wahren, zu den Kapetingern. Mit Huge steht ein Held im Mittelpunkt, der nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich als Außenseiter in das Zentrum der Macht vordringt, ohne über auch nur eine der Positionen zu verfügen, die in den anderen drei Romanen Königsherrschaft oder zumindest Machtansprüche begründen: Weder auf die Legitimation und Unterstützung durch eine hochadlige lignage noch auf nennenswerte Reichtümer in Form von Land und Leuten kann er zurückgreifen; auf seiner Seite steht einzig sein Metzgersonkel Symont. An ihm wird

---

<sup>621</sup> Zum Bild Karls und Ludwigs als Glaubenskämpfer vgl. Heintze 1991, S. 121–127.

so eine neue, zugleich archaische und märchenhaft modern anmutende Möglichkeit des Herrschaftserwerbs thematisiert, nämlich der Weg über individuelle Leistungsfähigkeit, konkret den Einsatz einer exorbitanten Kampfkraft, die erst als sekundären Faktor die Liebe der Erbtöchter und der Königswitwe entstehen läßt. Diese Art des Herrschaftserwerbs ist aus den anderen Texten längst bekannt – fast alle der zunächst vaterlosen Helden können so zu Rang und Würden gelangen. Nur im *Huge Scheppel* wird aber auf diese Weise der französische Thron vergeben, und nur hier ist der Held nicht nur scheinbar und vorübergehend, sondern wirklich verarmt und niederen Standes. Der Text synthetisiert so verschiedene, sonst unvereinbare Modelle von Herrschaft und Herrschaftserwerb. Er hebt damit den für die anderen Texte konstitutiven Antagonismus zwischen dem karolingischen Königtum, das ideologisch auf dem Charisma der Dynastie und faktisch auf der Loyalität weniger Vasallen beruht, und dem ausschließlich durch Kampfkraft erworbenen und bewahrten Königtum der nach dem Typus des enterbten Sohnes konzipierten anderen Protagonisten auf.

Damit erhält auch die Vasallität einen anderen Status. Reichspolitik wird im *Huge Scheppel* nicht länger von den Machtkämpfen der widerstreitenden Adelsfraktionen dominiert, sondern durch persönliche Entscheidungsträger, die durch ihre enge Verbindung zum König als solche qualifiziert sind, bestimmt. Neben Huce sind als Berater nur noch die Königin und ihre Mutter, der Metzgersonkel Symont und der Connestable Graf Dampmertin an Entscheidungsfindungen beteiligt; der gesamte Reichsadel, verkörpert in der Gruppe der zwölf Palladine, auf die in fast allen Texten immer wieder angespielt und Bezug genommen wird, ist hier zur Passivität verurteilt und nur noch in wenigen Situationen gegenwärtig.<sup>622</sup> Auch wenn die Vasallität somit an epischer Relevanz verliert, bleibt sie als Idealform feudaler Vergesellschaftung verbindlich. Gerade Huce leitet sein Eintreten für die Königin aus seiner Lehnspflicht ab, an die er mehrfach formelhaft erinnert: *wir syn vnser gnedigen frouwen huldonge/ Vnd trüwe schuldig* (Bl. 7<sup>vb</sup>, Z. 38f.); *vnd wil uch auch huldonge vnd maneschafft mit trüwen vnd eyden dün* (Bl. 22<sup>rb</sup>, Z. 7–9). Er bindet sich so in ein faktisch außer Kraft gesetztes System ein,<sup>623</sup> das auch er nicht reanimiert, mit dem er aber seinen Aufstieg

<sup>622</sup> So verlangt die Königin anlässlich der Werbung von Graf Savari um die Königstochter Marie die Berufung der *zwelff rede* (Bl. 6<sup>rb</sup>, Z. 37). Nach der Hochzeit und Königsinvestition Huges wird eine neue Ordnung für die Thronfolge erlassen, nach der die *12 paribus* in einem künftigen Falle der Thronvakanz den nächsten männlichen Verwandten küren sollen (Bl. 41<sup>v</sup>, Z. 16). In beiden Episoden sind die Pairs jedoch nur als Zitat, nicht aber als konkrete Personen anwesend.

<sup>623</sup> Der als Beobachter in das feindliche Lager der rebellischen Adels-Fronde ein-

und seine ihn isolierende Exzeptionalität in einen festen Bezugsrahmen stellen kann.

#### 2.3.3.4 Vaterschaft, Eheherrschaft, Königsherrschaft: Aspekte von Autorität

Von einem göttlichen Ursprung königlicher Autorität ist in Elisabeths Romanen nur noch wenig zu spüren;<sup>624</sup> der König genießt neben den anderen Helden keine merkliche Bevorzugung durch göttliche Zuwendung. Wenn sich im *Herpin* ein Engel an Karl wendet, dann, um ihn zurechtzuweisen; Wunder sind entweder im Erzählzusammenhang nicht handlungsrelevant<sup>625</sup> oder sie werden zwar im Interesse des Reichs, aber nicht am König vollzogen.<sup>626</sup> Weniger in seiner Nähe zu Gott als in dynastischen Dimensionen, in der Fähigkeit, seine Macht in einer intakten Dynastie zu verankern, finden sich seine Herrscherqualitäten gespiegelt.

Alle Romane zeigen den Typus des unschuldig entrechteten Helden, paradigmatisch in der Figur des Empörers, des zu Unrecht vertriebenen Vasallen, und in der Figur der zu Unrecht vertriebenen Ehefrau, deren Schicksal sich in dem ihrer Söhne fortsetzt. Die Aufhebung dieser initialen Mangelsituation erfolgt in der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft und ihrem obersten Repräsentanten, der als Feudalherr und/ oder Vater die höchste Autorität verkörpert. Die durch diese Auseinandersetzung provozierte Krise ist dazu angetan, die dynastisch-genealogischen Grundlagen herrscherlicher Autorität zu prononcieren.

Während in der *Sibille* die Figur König Karls die Aspekte der Autorität des Feudalherrn, Eheherrn und Vaters in sich vereинigt und seine Autorität letztlich mit Hilfe der loyalen Vasallen gegen alle Angriffe durch die Verrätersippe durchgesetzt werden kann, treten in der Handlung des *Herpin*

---

gedrungene Bruder der Königin, Drogue von Venedig, stellt erstaunt fest, daß er dort nur französische Reichsfürsten, aber keine Fremden antrifft: *Sy sint alle vß der cronen vnd dem konnygrich/mich hait fremde war vmb diese lude der konnyginnen solichen kommer und und wydder drieße zu fügent [...] Dann diesse herren vnd Ritterschafft soltent der konnygynnen mit manschafft verbonden syn* (Bl. 26<sup>rb</sup>, Z. 30–38).

<sup>624</sup> Suard 1978, S. 275, hält diesen Aspekt königlichen Charismas auch in den Spätversionen der Chansons immer noch für virulent.

<sup>625</sup> So wird im *Loher* der *Pseudo-Turpin* zitiert, indem rückblickend und aus großer Erzähldistanz von dem Beichtwunder bei Karls Tod berichtet wird.

<sup>626</sup> Die göttliche Protektion der Christen in der großen Heiden-Christen-Schlacht am Ende des *Loher* offenbart sich an der wunderbaren Heilung Bernharts von Senlis, während Ludwig an den in der Schlacht erlittenen Wunden sterben muß.

väterliche und feudalherrliche Autoritätsinstanz auseinander. In der Rolle des väterlichen Ahnherrn steht hier der Vasall Herzog Herpin im Mittelpunkt des Geschehens; Karl verkörpert zwar die feudale Zentralgewalt, nicht aber den Ursprung einer Dynastie. Karls Vaterschaft wird in Elisabeths Bearbeitung der Chanson gänzlich unterschlagen,<sup>627</sup> und selbst seine Ehefrau wird als abwesende eingeführt, die erst von Herpins Sohn Lewe aus den Händen des Zauberers Gabaux befreit werden muß. In der Figur dieses eines gemeinsamen Feindes, Mörder Herpins und des Königs von Toledo und Entführer der Königin, konzentrieren sich die antizentralistischen, antiautoritären Tendenzen des Romans,<sup>628</sup> die aber durch die Taten des guten<sup>629</sup> Vasallen Lewe noch einmal zurückgedrängt werden können. Die Dissoziation der Autoritätsbereiche führt hier zu einer Abwendung der Erzählung vom König, an dessen Stelle in den Mittelpunkt des Erzählens der Vasall Herzog Herpin und seine Nachfolger treten. Im *Loher* potenziert sich die Schwächung Karls in seinem Erben Ludwig, der nicht nur als Vaterinstanz ‚versagt‘ – er zeugt eine Tochter, von der erst am Ende des Textes die Rede ist, aber keinen Herrschaftserben –, sondern auch als Lehnsherr und Ehemann Autorität einbüßt. Weder gegen die illoyalen, verräterischen Vasallen noch gegen seine Frau, die sich deren Anliegen zu eigen macht, kann er eine eigene Position behaupten, und auch er steht hilflos einer Entführung seiner Frau gegenüber. Sein zeugungsstarker Bruder Loher hingegen, der sich zunächst als eheliche und väterliche Autoritätsinstanz bewährt, zeigt jedoch zumal nach seiner Entmannung, damit der absoluten Negierung jeglicher Autorität, keinerlei Ambitionen auf die Kö-

<sup>627</sup> Im *Lion de Bourges* agiert an der Stelle Karls im letzten Textteil sein Sohn Ludwig (erstmals V. 30297 erwähnt als Nachfolger Karls).

<sup>628</sup> Gabaux ermordet Herpin und dessen Lehnsherrn, den König von Toledo, der ihm seine Tochter zur Frau gegeben hatte. Im Anschluß an diese Tat reist er nach Frankreich und entführt Honore, die Frau König Karls, ohne daß seine Taten allerdings von Machtambitionen auf die Herrschaft über Toledo oder Frankreich motiviert wären.

<sup>629</sup> Ein solcher ist Lewe, obwohl er sich in der Nachfolge seines Vaters gegen Karl empört, da dieser die Einhaltung der lehnsherrlichen Pflicht, Schutz und Hilfe zu gewähren, verweigert. Lewe ist es schließlich, der Karls Herrschaft restituiert, indem er dessen Frau freikämpft und sich gleichzeitig durch die Rache für seinen ermordeten Vater als legitimes Oberhaupt der Herzogssippe und als treuer Lehnsnehmer etabliert. Eheherrschaft und Lehnsherrschaft sind in dieser Konstellation auffälligerweise ebenso analog gesetzt wie in der *Sibille*. Im *Herpin* ist es der Sohn des wieder zu legitimierenden Vasallen, der die Ehefrau des Herrschers wieder als Königin einsetzt, in der *Sibille* übernimmt diese Funktion der eigene, legitimationsbedürftige Sohn.

nigsherrschaft mehr. Zwar gelingt es ihm mit der Hilfe seines Gefährten Maller, die oppositionellen Vasallen zu vernichten, aber das Auseinander-treten der Instanzen Vaterschaft und Feudalherrschaft und damit der Verlust jeglicher Autorität ist nicht mehr aufzuhalten. Die Herrschaft der Karolin-gerdynastie wird durch Ludwig endgültig beendet, wenn er Kastration und Tod seines Bruders Loher und den Untergang seines Schwestersohnes Isen-bart, die als Ehemann, Vater und Heerführer Macht verkörperten, ver-schuldet. An Isenbarts gescheitertem Aufstand gegen ihn geht schließlich auch er zugrunde.

Eine besondere Form der Auseinandersetzung mit Autoritätsinstanzen ist im *Huge Scheppel* zu beobachten, wo der Held durch seine niedrige, einer Mésalliance von Kleinadel und Bürgertum entspringenden Geburt eine Mangelsituation ausgesetzt ist. Gleichzeitig ist dies der einzige Roman, dessen Handlung auf der Abwesenheit jeglicher zentralen Autorität aufbaut – anstelle der Trennung steht hier der Tod des Vaters, und der Eintritt des jungen Helden in die gesellschaftliche Sphäre, in der er sich zu etablieren gedenkt, fällt mit dem Tod und der Abwesenheit des Königs zusammen.

So revolutionär auf den ersten Blick diese Konstellation aussehen mag, so konservativ erscheint sie doch mit ihrer Sehnsucht nach der Wiederher-stellung einer Autorität und der legitimierenden Anknüpfung an altherge-brachte Herrschaftsverhältnisse. In der Figur Huges, der, ohne sich auf irgendwelche Erbrechte berufen zu können, in das Geschlecht der Karolin-ger einheiratet und alle zur Diskussion stehenden Autoritätsinstanzen in seiner Person zusammenführt, wird die Vorstellung einer zentralen Herr-schaftsfigur noch einmal zur Apotheose gebracht. Nirgendwo tritt deutli-cher als hier zutage, daß eine Gesellschaft sich ohne die zentrale Autorität des Königs, die hier auch in der Zeugung von zehn Bastarden, vielen le-gitimen Kindern und einem Thronerben und nicht zuletzt im großartig in-szenierten, zweiten Hochzeitsfest<sup>630</sup> Ausdruck findet, nicht organisieren kann und dem Widerstreit ihrer antagonistischen Kräfte hilflos ausgeliefert ist.

---

<sup>630</sup> Dem ‚Hochzeitsfest‘ geht die finale Schlacht zwischen Huge und seinen Fein-den voraus, die der Befreiung der entführten Königin gilt, und es findet in dem Saal statt, den Graf Friedrich für seine Hochzeit mit der Königin vorbereitet hatte (Bl. 57<sup>r-v</sup>).

